

# Die Altsteinzeitfundstelle von Oberwerschen, Kr. Weissenfels.

## Die zeitlich gesichertste und älteste Handspitzenkultur Mitteldeutschlands.

- I. Teil: Die Funde und ihre Bedeutung. Von Friedrich-Karl Bicker.  
II. Teil: Die geologischen Verhältnisse der Fundstelle in der  
Kiesgrube bei Oberwerschen. Von W. Köpke.

### I. Teil:

#### Die funde und ihre Bedeutung.

Von Friedrich-Karl Bicker.

Dazu 10 Texttafeln und Tafel XLV.

Es ist das Verdienst von S. Niquet, bei Oberwerschen, Kr. Weissenfels, eine außerordentlich wichtige altsteinzeitliche Fundstelle in der Herr Stecher, Hohenmölsen, gehörigen Kiesgrube entdeckt zu haben. Im Jahre 1935 führte Niquet als Mitarbeiter der Landesanstalt für Volkheitskunde zu Halle in der Deckschicht der Kiesgrube eine Siedelungsgrabung (Jungsteinzeit u. a.) durch und fand in von den Arbeitern des Kiesgrubenbetriebes von der Kieswand losgelösten Kiesmassen das erste altpaläolithische Gerät (Textfl. I, Abb. 1). Darauf wurde die Kiesgrube auf altsteinzeitliche Geräte hin beobachtet. Außer Niquet und dem Verf. haben folgende Mitarbeiter der Landesanstalt an der Bergung altsteinzeitlicher Geräte teilgenommen: C. Ziegel, G. Mildenberger, S. Priebe, S. Butschkow und der Kraftwagenführer der Landesanstalt, S. Staufenbiel. Da im Laufe der Abhandlung beim Leser auf Grund der äußerst auffälligen Form mancher Geräte wahrscheinlich Zweifel auftauchen werden, ob diese Stücke wirklich in die aus den geologischen Verhältnissen zu erschließende sehr frühe Zeit gehören, werden bei jedem Stück die Art der Auffindung beschrieben und der Name des Finders genannt werden.

Die Kiesgrube liegt hart nördlich von Oberwerschen auf dem hohen Ostufer (Terrasse) des Tales der Rippach und ist in die von der Rippach im Elster-Saaleinterglazial (=Mündel-Rißinterglazial) aufgeschütteten Kiese eingeschnitten. Die Kiese werden überdeckt von der Grundmoräne der Saalevereisung. Die zu besprechenden Werkzeuge entstammen meist unmittelbar den Kiesen, in denen sie unregelmäßig verteilt lagen. Wie die anschließende Abhandlung von W. Köpke eindringlich zeigen wird, erweisen die geologischen Verhältnisse ganz klar und eindeutig, daß die Kiese nur in das Elster-Saaleinterglazial gehören können. Damit erhalten die den Kiesen ent-

stammenden Geräte ein sehr hohes Alter, das in diesem Falle vollständig gesichert ist. In dieser letzteren Tatsache liegt zunächst die hohe Bedeutung der Funde von Oberwerschen. Sie erweitern unsere Kenntnis der elster-saaleinterglazialen Kultur in Deutschland, die bisher in der Hauptsache nur als durch die Funde von Kl.-Wangen vertreten angesehen wurde. S. u. R. Lehmann machten diesen Fundpunkt 1922 bekannt<sup>1)</sup> und setzten ihn zeitlich in das Elster-Saaleinterglazial. Obwohl F. Wiegers Einwendungen dagegen gemacht hat<sup>2)</sup>, scheint sich im Kreise der Geologen die Lehmannsche Auffassung doch durchzusetzen. Sowohl P. Woldstedt<sup>3)</sup> als auch R. Grahmann<sup>4)</sup> setzten sich kürzlich für das elster-saaleinterglaziale Alter der Wangener Funde ein. Woldstedt (a. a. O.) zeigt zunächst, daß die Funde aus den Kalktuffen am Gr. Fallstein und in Bilzingsleben nicht mit Sicherheit in das Elster-Saaleinterglazial gestellt werden können, sondern daß sie wahrscheinlich in die Saale-Weichselzwischeneiszeit gehören. Aber auch bezüglich Kl.-Wangen macht W. keine sichere Aussage: „Mir scheint<sup>5)</sup> danach Wangen das bisher einzige Vorkommen in Norddeutschland zu sein, das vielleicht<sup>6)</sup> in die Elster-Saale-Interglazialzeit zu stellen wäre usw.“ Grahmann (a. a. O.) glaubt noch einige andere Funde in das Elster-Saaleinterglazial setzen zu können. Gemeinsam mit Woldstedt (a. a. O.) und J. Hessemann<sup>7)</sup> stellt er die Pleißeschotter, aus denen die bekannten Markkleeberger Funde stammen, an den Beginn der Saalevereisung. Zu dieser Zeit seien auch die meisten Werkzeuge geschlagen worden. In denselben Schottern von Markkleeberg sowie von den Nachbarorten Cröbern und Zehmen kämen aber auch Werkzeuge vor, die, nach ihrer (andersartigen) Patina zu schließen, lange Zeit auf einer Landoberfläche gelegen hätten und dann in den frühsaaleeiszeitlichen Fluß gekommen wären, der die Stücke etwas abgerollt und die Patinierung an den Kanten zerstoßen habe. Sie „stammen also aus dem Mindel-Riß-Interglazial und

<sup>1)</sup> S. u. R. Lehmann, Die ältere Steinzeit in Mitteldeutschland. Mannus Bd. 13, S. 269—308.

<sup>2)</sup> F. Wiegers, Diluviale Vorgeschichte des Menschen. I. Stuttgart 1928. Seite 67.

<sup>3)</sup> P. Woldstedt, Die Beziehungen zwischen den nordischen Vereisungen und den paläolithischen Stationen von Nord- und Mitteldeutschland. Mannus 1935, Seite 275 ff.

<sup>4)</sup> R. Grahmann, Die Gliederung des Paläolithikums und die Einordnung der ältesten Klingenkulturen Deutschlands. Forschungen und Fortschritte 1937, Nr. 22, S. 265—266.

<sup>5)</sup> u. <sup>6)</sup> Vom Verf. gesperrt.

<sup>7)</sup> J. Hessemann, Geschiebestudien bei Markkleeberg in Beziehung zur Diluvialstratigraphie und Vorgeschichte. Zeitschr. f. Geschiebeforschung. 13. 1937. S. 1 ff.

Derselbe, Geschiebeforschung und Vorgeschichtsforschung. Forschungen u. Fortschritte. 1937, Nr. 6, S. 74.

sind danach die ältesten in einwandfreier Lagerung gefundenen Steinartefakte Deutschlands". Mir scheint daran einwandfrei nur festzustellen, daß auch diese Stücke in den zu Beginn der Saalevereisung abgelagerten Schottern gefunden wurden. Die Überlegungen auf Grund der Patina und deren Verlegungen haben keine unbedingte Beweiskraft für eine Zuweisung zum Elster-Saaleinterglazial, denn auch der Begriff „Beginn der Saalevereisung“ umfaßt ja nicht einen Zeitraum von wenigen Jahren, sondern eine lange, lange Periode, in der diese Geschehnisse, die Grahmann aus dem Erhaltungszustand der Stücke erschließt, stattgefunden haben könnten. Ebenso ist es mindestens verfrüht, ein Gerät von Vahrholz (Altmark) auf Grund eines ähnlichen Aussehens dem Elster-Saaleinterglazial zuzuweisen. Von dem Profil der Kiesgrube Vahrholz steht die Tatsache fest: Die Deckschicht ist eine Grundmoränenbildung des Warthestadiums. Der Kies, aus dem die Vahrholzer Funde nach Aussage des Entdeckers<sup>1)</sup> stammen, kann nur in der ersten Hälfte der Saalevereisung abgelagert worden sein<sup>2)</sup>. Es bleiben also nach unseren bisherigen Kenntnissen für das Elster-Saaleinterglazial nur die Funde von Kl.-Wangen übrig, die Grahmann (a. a. O.) mit aller Bestimmtheit in diese Periode setzt, während ein derartiges Alter für Woldstedt (a. a. O.) nur sehr wahrscheinlich ist. Gehören sie nun in diese Zeit oder nicht? Von geologischer Seite ist diese Frage bis heute nicht mit so völliger Sicherheit entschieden worden, daß der Vorgeschichtler sich ohne Gewissensbisse unbedingt darauf verlassen könnte. Durch die Oberwerschener Entdeckung wird nun aber bewiesen, daß der Mensch wirklich im Elster-Saaleinterglazial in Mitteldeutschland lebte, und damit wird die „geologische Wahrscheinlichkeit“ für ein derartiges Alter der Wangener Funde wohl noch um einen Grad wahrscheinlicher. Die Lehmannsche Auffassung wird also wohl zu Recht bestehen. Leider erlebt einer der beiden Forscher, K. Lehmann, die Freude, seine Ansicht so gestützt zu sehen, nicht mehr. Ein jäher Tod hat ihn kürzlich seiner Familie, seiner Arbeit und uns allzu früh entzissen. Die vorliegende Abhandlung soll seinem Gedenken dienen.

Leider sind in Kl. Wangen nur wenige typische Stücke gefunden worden. Wie sich zeigen wird, ist der Fundplatz Oberwerschen in dieser Hinsicht reichhaltiger. Da aber die vorhandenen Wangener Stücke in den Rahmen von Oberwerschen durchaus hineinpassen, besteht eigentlich kein Grund, in beiden Fundplätzen etwa zwei verschiedene Kulturen sehen zu wollen. Verf. macht daher schon hier den Vorschlag, beide Fundgruppen in Zukunft zu einer Kulturstufe zusammenzufassen. Benennen möchte ich sie als „Stufe Oberwerschen-Wangen“ der Sandspitzenkultur unter Voransetzung des Namens

1) Pfarrer Weber, vormals Gr.-Apenburg, jetzt Bad Pyrmont.

2) Siehe die in diesem Bande vorliegende Abhandlung des Verf. über Vahrholz.

„Oberwerschen“, weil hier die Zeitbestimmung völlig feststeht und außerdem ein größerer Formenreichtum vorhanden ist. Mehr soll an dieser einleitenden Stelle über die Bedeutung der Funde noch nicht gesagt werden. Das wird Schritt für Schritt geschehen bei der Beschreibung der einzelnen Werkzeugformen, die sich nun anschließen soll.

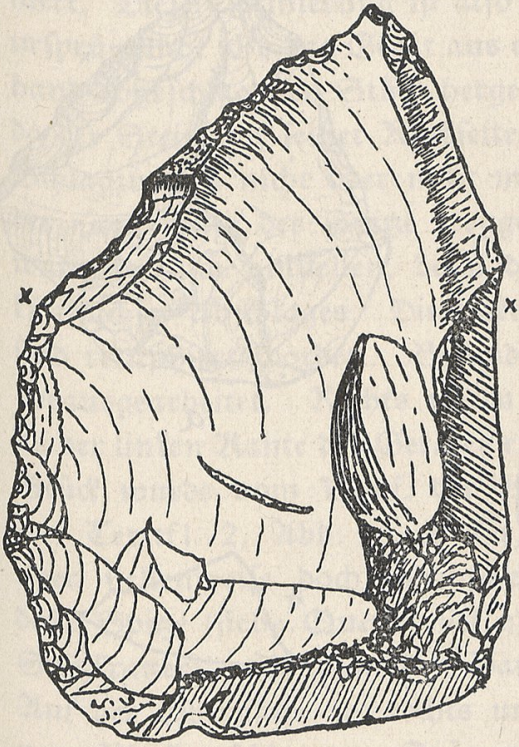
Textfl. I, Abb. 1. Pflugscharförmige<sup>1)</sup> Spitze (Sandspitze) aus grauem, ziemlich dichtem Feuerstein, der jedoch an der linken Schrägkante durchscheinend ist. Die Spitze ist nicht aus einem Naturtrümmer hergestellt, sondern ganz unzweifelhaft aus einem künstlichen Abschlag. Die Schlagzwiebel (Bulbus) ist in ausgeprägter Form vorhanden. An der Oberseite (a) ist die ganze linke Kante bis auf ein kurzes Stück retuschiert. Der schräg aufsteigende Teil dieser Kante trägt auch auf der Rückseite (b, rechts oben) Retuschen. Ebenso ist auch die eigentliche Spitze des Gerätes beidseitig bearbeitet worden. Die Dicke der Basis beträgt 1,75 cm. Nach der Spitze zu verjüngt sich das Stück sehr stark, so daß es dort flach ausläuft. Kanten und Spitze des Gerätes sind noch völlig scharf; es ist also nicht abgerollt und kann durch den Fluß nicht weit befördert worden sein. Über seine Herkunft aus dem Kies der Elster-Saalezwischeneiszeit besteht kein Zweifel. S. Niquet hat es 1935 dem frisch losgehackten Kies eigenhändig entnommen. In der Vertiefung auf der Oberfläche des Gerätes haften noch jetzt sandige Teile der Kiesmassen.

Textfl. I, Abb. 2. Abgebrochenes Gerät aus zweifellos künstlichem, flachem Feuersteinabschlag. Die Rückseite (b) trägt die Schlagzwiebel (Bulbus). Das Stück besteht aus grauem, an den Rändern durchscheinendem Feuerstein und besitzt auf der Oberseite noch eine etwa eigelbfarbene Rinde. Beide Schneiden des Gerätes (a) sind sorgfältig retuschiert worden. Links setzt die Retusche ziemlich steil an, während sie rechts auf die Fläche zu greifen versucht. Auf diese ersten Versuche, flächig zu retuschieren, wird im Laufe der Abhandlung noch mehrfach hingewiesen werden. Leider ist die Spitze des Werkzeuges abgebrochen. Die in der Zeichnung gegebene Wiederherstellung (gestrichelt) dürfte aber wohl ungefähr stimmen. Das Stück ist also sehr wahrscheinlich eine Sandspitze gewesen. Es ist nicht abgerollt und wurde durch S. Butschkow der Kieswand unmittelbar entnommen.

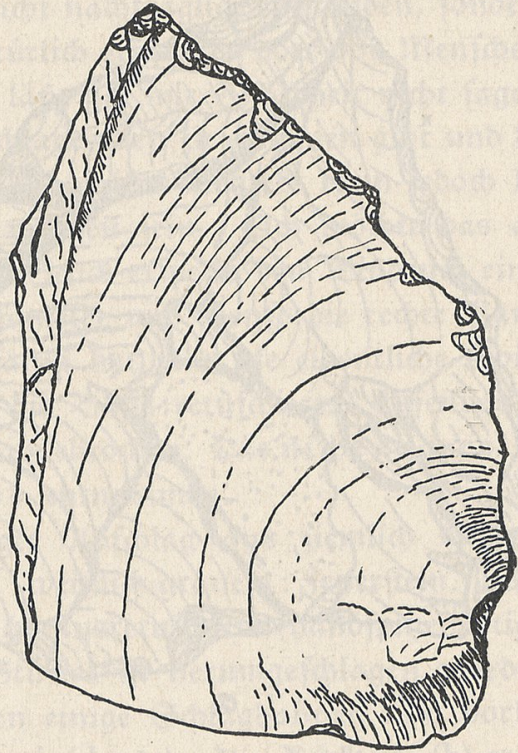
Textfl. I, Abb. 3. Pflugscharförmige Spitze (Sandspitze) aus flachem Rindenstück einer weiß-grauen Feuersteinart. Die Oberfläche trägt die alte, weiße Kruste. Die alte Weißpatinierung ist in die ursprüngliche Silexknolle so tief hineingegangen, daß die von Menschenhand angebrachten Retuschen sie nicht zerstören konnten. Auch die Retuschen erscheinen daher weiß pati-

<sup>1)</sup> Dieser von S. Zahne geprägte Ausdruck hat selbstverständlich nur formbeschreibenden Sinn! Siehe S. Zahne, Ein mesolithischer Fundhorizont auf Sylt usw. Mannus VI., Erg.-Bd., Festgabe für Kossinna, 1928.

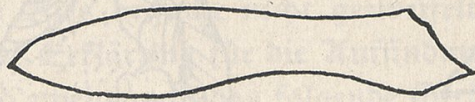
1



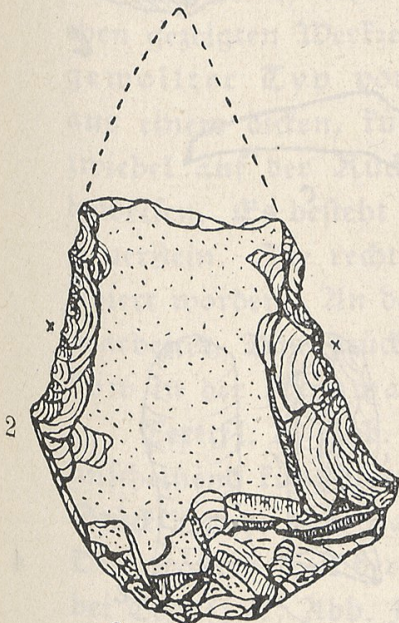
a



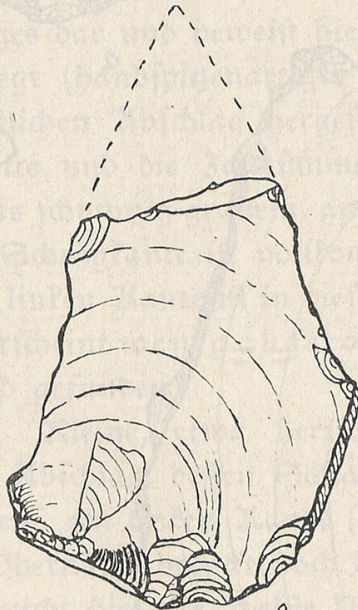
b



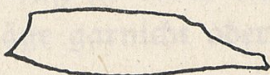
c



a



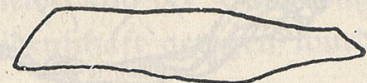
b



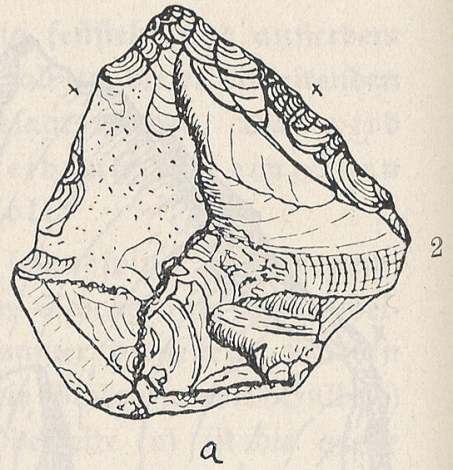
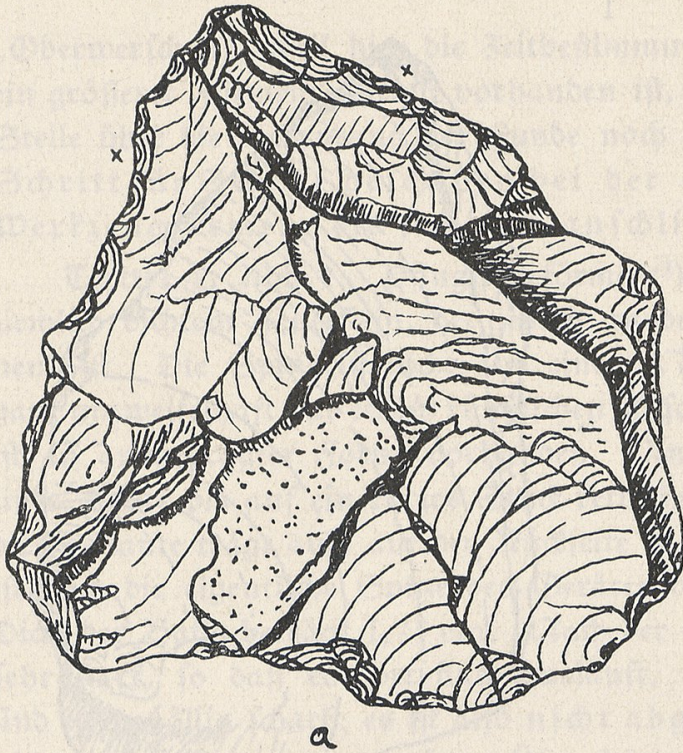
c



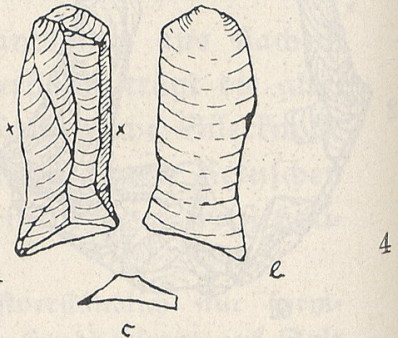
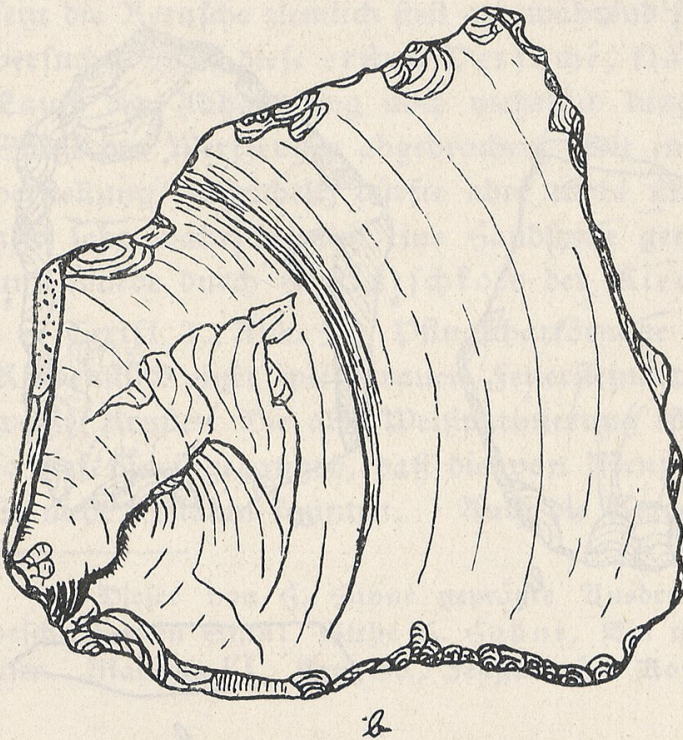
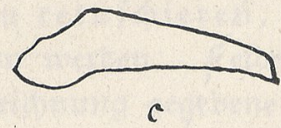
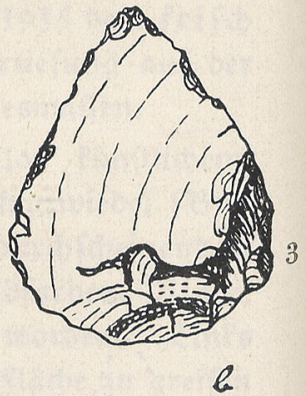
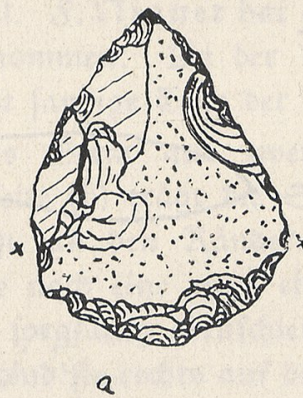
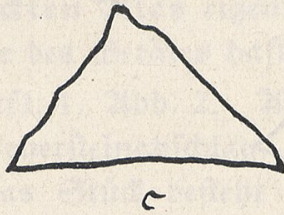
a



b



1



Oberwerschen. 1. u. 2. Sandspigenartige Spitzkrager. 3. Kleine Sandspitze. 4. Kleine Schmalflinge. Nat. Gr.

niert. Diese Patinierung ist also m. E. nicht nachträglich entstanden, sondern ursprünglich. Ob das Gerät aus einem natürlich geplatzten oder von Menschenhand abgeschlagenen Stück hergestellt ist, läßt sich mit Sicherheit nicht sagen, da der Stein auf seiner Rückseite keine Schlagwellen zu erkennen gibt und die Schlagzwiebel nicht oder nicht mehr vorhanden ist. Letztere kann jedoch bei der Herstellung der Spitze weggearbeitet worden sein. Ich möchte das als wahrscheinlich hinstellen, denn das ganze Stück erweckt den Eindruck eines künstlichen Abschlages. Die linke Schrägschneide und ebenso die rechte Kante sind retuschiert worden. Besonders sorgfältig hat man die eigentliche Spitze herausgearbeitet. Rechts unten ist auch die Basis retuschiert. Offenbar ist an der linken Kante des Gerätes ein Stück abgebrochen. Das nicht abgerollte Stück wurde vom Verf. der Kieswand entnommen.

Texttfl. 2, Abb. 1. Dicker, flatschiger Abschlag aus ziemlich dichtem, aber stellenweise doch durchscheinendem, weißlich-grauem Feuerstein. Die dicke Spitze (siehe Querschnitt c) ist steil herausretuschiert (handspitzenartiger Spitzträger). Auch an der Basis des Stückes ist herumgeschlagen worden. Auf der Oberfläche (a, rechts unten) sitzen einige Schlagbahnen von vorher vom Block geschlagenen Spänen (éclats précédents). Die Rückseite (b) trägt eine ausgeprägte Schlagzwiebel. Das Stück ist abgerollt und wurde von C. Ziegel auf der Sohle der Kiesgrube gefunden. An der Herkunft des Werkzeuges aus dem Kies braucht nicht gezweifelt zu werden, denn erstens ist diese die natürlichste Erklärung für die Auffindung des Gerätes in der Kiesgrube überhaupt und zweitens ist das folgende Gerät von derselben Form unmittelbar dem Kies entnommen worden.

Texttfl. 2, Abb. 2. Das Gerät stellt eine kleinere Wiederholung des eben gezeigten Werkzeuges dar und beweist hierdurch, daß in dieser Form ein gewollter Typ vorliegt (handspitzenartiger Spitzträger). Das Stück ist aus einem dicken, künstlichen Abschlag hergestellt worden, was die Schlagzwiebel auf der Rückseite und die Zertrümmerung an dem Aufschlagpunkt beweisen. Es besteht aus schmutzig-grauem, an den Rändern durchscheinendem Feuerstein. Die rechte Schrägkante ist vollkommen und sorgfältig steil retuschiert worden. An der linken Kante ist in dieser Weise nur die Spitzengegend bearbeitet. Das Stück erscheint wenig abgerollt und wurde von S. Butschkow in der Kieswand gefunden.

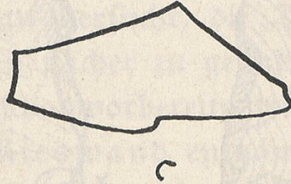
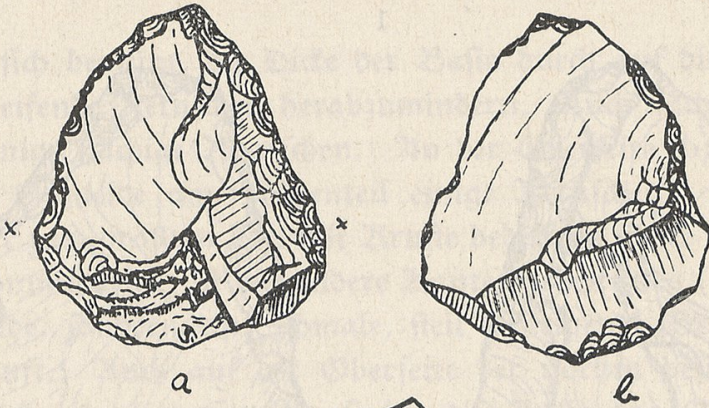
Texttfl. 2, Abb. 3. Kleine, etwa herzförmige Spitze (Handspitze) aus anscheinend künstlichem Abschlag, dessen Schlagzwiebel beseitigt wurde. Das Stück besteht aus grauem, am linken Rande (a) durchscheinendem Feuerstein. Den größten Teil der Oberfläche bedeckt noch die weiße Kruste. Ähnlich wie bei Texttfl. 1, Abb. 3 reicht die alte, weiße Patina stellenweise so tief in das Stück hinein, daß sie durch die an der rechten Schneide und der Basis angebrachten Schläge garnicht oder nur wenig in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Beide Schneiden des Gerätes sind bearbeitet worden, am sorgfältigsten die eigentliche Spitze, und zwar auch auf der Unterseite (b). An der Oberseite (a) ist die Basis des Gerätes durch Retuschierung gerundet und abgeschragt worden. Auf der Rückseite (b) fällt die Basis durch eine natürliche Bruchfläche schräg ab. Die beiden Schrägflächen treffen sich in einer runden Kante, die auf der Horizontalmittelebene des ganzen Stückes liegt. Das Werkzeug überrascht uns in so früher Zeit durch seine Kleinheit und Feinheit. Eine große Ähnlichkeit mit den kleinen herzförmigen Spitzen von Ehringsdorf aus der letzten Zwischeneiszeit ist nicht zu leugnen. Sie liegt nicht nur in Größe und Form, sondern auch in der Behandlung der Basis. Es muß daher zwischen beiden Fundstellen ein innerer Zusammenhang bestehen. Trotz des großen Zeitraumes, der beide Stufen trennt, muß Oberwerschen als eine Vorstufe zu Ehringsdorf angesehen werden. Oberwerschen ist die bisher älteste Stufe der mitteleuropäischen Handspitzenkultur, die sich deutlich von der westeuropäischen Faustkeilkultur unterscheidet, deren Grenze am Rhein liegt. Wie stehen damit in Oberwerschen am Urgrund bodenständiger Entwicklungen, was sich bei der weiteren Vorführung der Werkzeuge noch klarer ergeben wird. An dem hohen Alter der besprochenen Spitze kann nicht gezweifelt werden. Verf. hat das nicht abgerollte Gerät selbst der Kiesschicht entnommen.

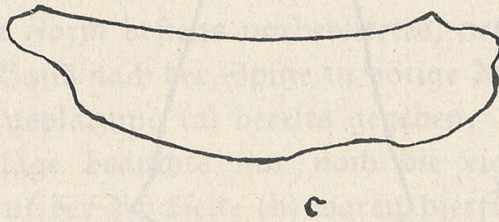
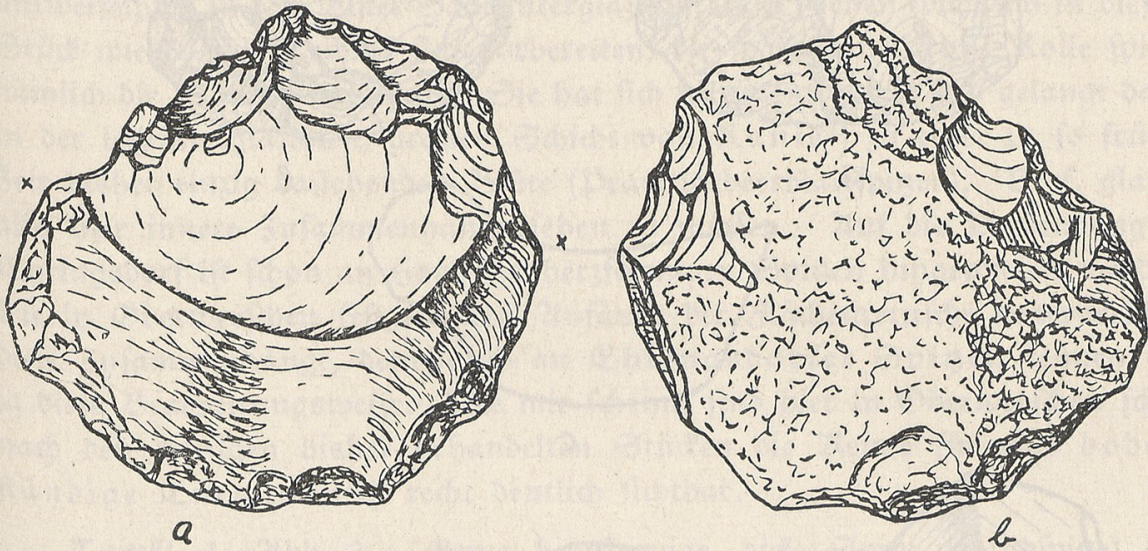
Textfl. 3, Abb. 1. Kleine, etwa herzförmige Spitze (Handspitze) aus grauem, ziemlich dichtem Feuersteinabschlag (?). Beide Kanten und die Spitze sind retuschiert, besonders sorgfältig die rechte Kante (a). Der Querschnitt (c) ist an der dicksten Stelle genommen worden. Nach vorn verjüngt sich die Spitze und läuft flach aus. Ebenso wie beim vorigen Stück fällt die Basis auf der Rückseite (b) schräg ab. Dieser Schrägabfall ist auf der Oberseite (a) stufenförmig vorhanden. Auf der Rückseite sind auch an der Basis einige Retuschen angebracht worden. Schon beim vorigen Stück war an der Bearbeitungsweise, vor allem der sorgfältigen Behandlung der Basis, klar erkenntlich, daß diese Werkzeugform nicht etwa ein gelegentlich in der Hand des Menschen entstandener „Zufallstreffer“ ist, sondern daß man bewußt einen „Typ“ formte, der einem geistig vorschwebte. Diese Tatsache wird durch die hier gezeigte Spitze von derselben Grundform noch einmal unterstrichen und damit auch die an diese Form angeknüpften entwicklungsgeschichtlichen Überlegungen. Außerdem ist noch ein drittes ähnliches Stück vorhanden. Beide Spitzen sind vom Verf. der Kiesschicht entnommen worden und sind nicht abgerollt.

Textfl. 3, Abb. 3. Kleine, pflugscharförmige Spitze (Handspitze) aus dunkelgrauem, durchscheinendem Feuerstein, die anscheinend aus einem natürlichen Splitter gearbeitet worden ist. Das Werkzeug ist an der Basis 1 cm dick und verjüngt sich nach der Spitze, so daß es dort flach ausläuft. Der

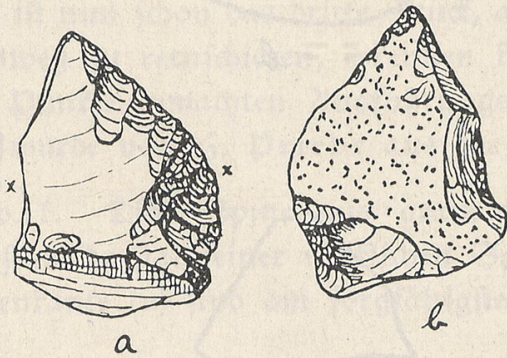
1



2

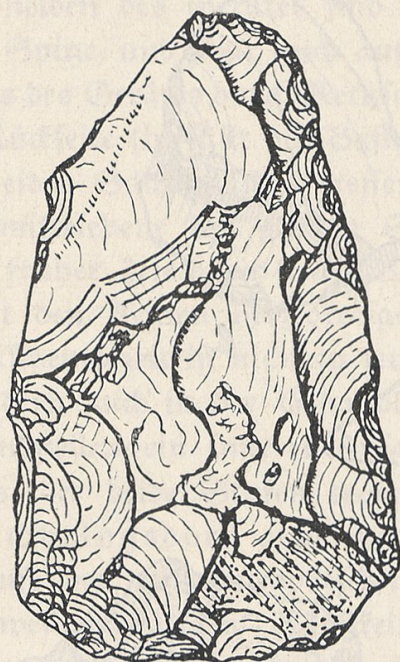


3

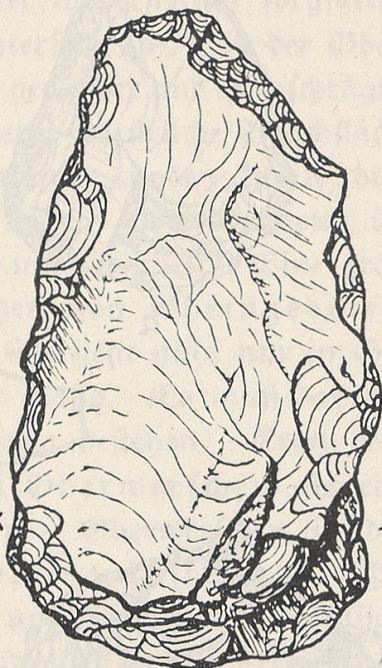


Oberwerschen. 1.—3. Sandspitzen. Nat. Gr.

1



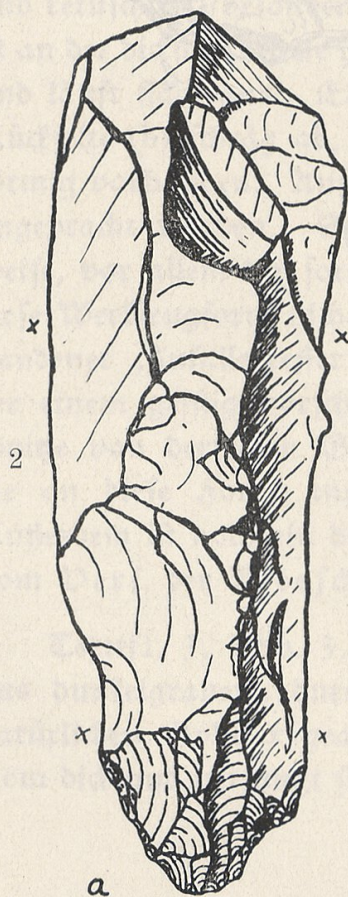
a



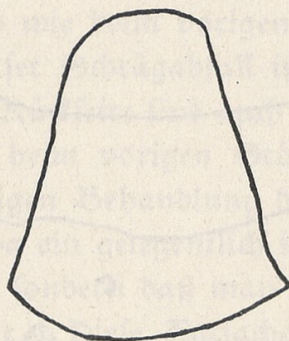
b



c



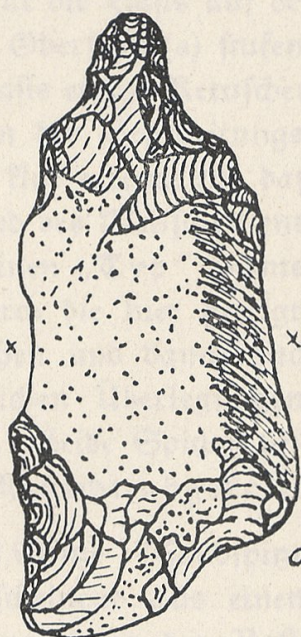
a



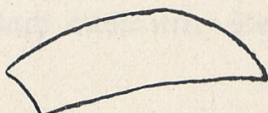
b



c



a



b

Oberwerschen. 1. Spitze mit meißelartiger Schneide. 2. Pickel- bzw. Fielkrägerartiges Gerät. 3. Bohrer. Nat. Gr.

Mensch hat sich bemüht, die Dicke der Basis durch auf die Fläche von rechts her (a) aufgreifende Retuschen herabzumindern. Auch nach der Spitze zu trägt das Gerät einige flächige Retuschen. An der Oberseite (b, links) befinden sich an derselben Schneide am Spizenteil einige Retuschen. Die Spitze selbst ist also auf dieser zum größten Teil mit Kruste bedeckten Seite noch betont worden. Wie die Zeichnung zeigt, ist die andere Kante des Stückes (b, rechts) nicht eine flache Schneide, sondern eine schmale, steil ansteigende Bruchfläche, die in die Spitze ausläuft. Auch auf der Oberseite der vorhin besprochenen, stark bearbeiteten Schneide hat man versucht, die Basis des Stückes durch einige flächig angreifende Retuschen flacher zu gestalten (b, links unten), was durch eine natürliche Ausplazung schon vorbereitet war. Das nur wenig abgerollte Gerät ist vom Verf. der Kieswand entnommen worden. Es gehört also unzweifelhaft in das Elster-Saaleinterglazial. M. E. sehen wir auch in diesem Stück wieder eine Technik sich vorbereiten, die später eine große Rolle spielt, nämlich die Flächenretusche. Sie hat sich weiterentwickelt und gelangt dann in der leztinterglazialen, grauen Schicht von Kanis<sup>1)</sup> zu einer in so früher Zeit bisher einzig dastehenden Blüte (Prachtlorbeerblattspitzen). Verf. glaubt also hier innere Zusammenhänge sehen zu müssen. Auf die Verbindung zu Ehringsdorf ist schon an Hand der herzförmigen Spitzen hingewiesen worden. Die in Oberwerschen festgestellten Anfänge der Flächenretusche unterstreichen diese Zusammenhänge, denn auch an Ehringsdorfer Spitzen kennen wir ja diese Bearbeitungsweise. Wie mir scheint, sind hier in Oberwerschen schon nach den wenigen bisher behandelten Stücken die Keime für eine bodenständige Entwicklung recht deutlich sichtbar.

Textfl. 3, Abb. 2. Etwa herzförmige, dicke Spitze (Handspitze) aus grauem, bräunlich anpatiniertem Feuerstein. Zur Herstellung dieser Spitze ist ein für die gewünschte Form bestens vorbereitetes, natürliches Geröll gewählt worden. Die von der Basis nach der Spitze zu nötige Abflachung war durch eine natürliche, konkave Ausplazung (a) bereits gegeben. Durch kräftige, über die Fläche greifende Schläge brauchte nur noch die eigentliche Spitze herausgearbeitet werden. Auf der Rückseite (b) waren hierfür noch weniger Schläge nötig. Diese Spitze ist nun schon das dritte Stück, an dem wir Bemühungen, über die Fläche hinweg zu retuschieren, erkennen können. Dadurch werden die oben zu diesem Punkte gemachten Ausführungen bekräftigt. Das etwas abgerollte Gerät wurde von S. Priebe aus der Kieschicht genommen.

Textfl. 4, Abb. 1. Dicke Spitze aus grauem, dichtem Feuerstein mit meißelartiger Querschneide statt einer wirklichen Spitze. Diese Querschneide und die rechte Seitenkante (a) sind am sorgfältigsten bearbeitet worden, und

<sup>1)</sup> W. Sülle, Schrifttum, siehe S. 136—137.

zwar beidseitig. Auf der Oberseite (a) ist die rechte Seitenkante ziemlich steil geschlagen. Die linke Seitenkante ist am besten an ihrem oberen Teil auf der Unterseite des Stückes (b, rechts oben) retuschiert worden. Auf der Unterseite (b) ist das Werkzeug an der Basis stark ein- und aufgewölbt (siehe Querschnitt c). Es scheint aus einem dicken, von Menschenhand geschlagenen Abschlag hergestellt zu sein. Auch die Basis ist auf der Unterseite (b, links unten) etwas behauen worden. Das Werkzeug ist abgerollt und wurde von S. Priebe aus der Kieswand genommen. Es ist nicht zu leugnen, daß dieses Gerät in seiner Form und mit seiner Querschneide an die mesolithische Grobkultur erinnert, und zwar an die Formen, die auf dem Wege zur Entwicklung des Kernbeiles stehen. Siehe z. B. Andree<sup>1)</sup>, Tafel XLVI, 4 (Balve) und die Ausführungen des genannten Verf. S. 88—93. Als Schwantes<sup>2)</sup> 1928 die grobgerätige Kultur von Schaalsee veröffentlichte, sah er sofort die zum Altpaläolithikum (Moustérien) bestehenden Verbindungen. Verf. selbst<sup>3)</sup> betonte diesen mitteleuropäisch-althalpaläolithischen Charakter und versuchte, Kernbeil und Spalter als aus der altpaläolithisch verwurzelten Grobkultur heraus entstanden zu erklären. Andree (a. a. O.), dessen Buch vor dem meinigen erschien, und dem die Arbeit vorgelegen hatte, baute diese Theorie aus. Sie sagt im wesentlichen, daß unsere mesolithischen Grobkulturen nur die Fortsetzung der mitteleuropäischen, altpaläolithischen Handspitzenkultur sind, in der auch die Entwicklungskeime für Kernbeil, Pickel und Spalter liegen. In einer gemeinsamen Arbeit<sup>4)</sup> haben Andree und ich dieser festen Überzeugung kürzlich noch einmal Ausdruck gegeben. Und nun finden wir hier in Oberwerschen, in der ältesten Stufe der Handspitzenkultur, Formen, die unweigerlich auf die mesolithische Grobkultur hinweisen. Verf. hält diese Tatsache für eine erfreuliche, nachträgliche Bestätigung einer richtig aufgestellten Entwicklungstheorie. Abgesehen von der gewöhnlichen Handspitze lebt in der Grobkultur übrigens auch die vorher gezeigte Form (Textfl. 3, Abb. 2) fort. Die inneren Beziehungen sind also da, trotz des gewaltigen Zeitunterschiedes.

Textfl. 4, Abb. 2. Dicker, in der Grundform dreikantiges, gelbgraues Feuersteingeröll, dessen Spitze durch steil aufgreifende Retuschen bearbeitet

<sup>1)</sup> J. Andree, Beiträge zur Kenntnis des norddeutschen Paläolithikums und Mesolithikums. Mannus-Bibl. 52, 1932.

<sup>2)</sup> G. Schwantes, Nordisches Paläolithikum und Mesolithikum. Mitt. aus d. Mus. f. Völkerkunde, Hamburg, Festschrift 1928, S. 169 ff.

<sup>3)</sup> F. R. Bicker, Dünenmesolithikum aus dem Siener Bruch, Jahresschrift für die Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder, XXII, S. 3 ff, 144.

<sup>4)</sup> Andree-Bicker, Bodenständige Kulturentwicklung in Mitteldeutschland von der Altsteinzeit bis zur Indogermanenzeit. Mannus 28, 1936, S. 407 ff.

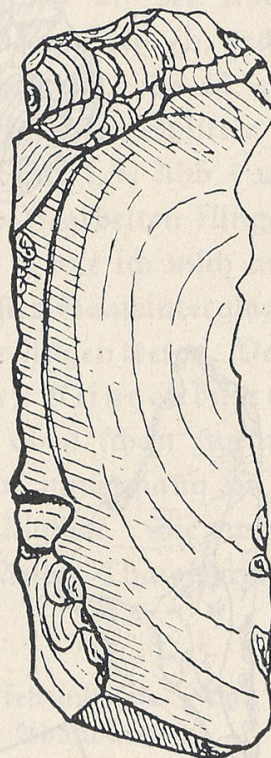
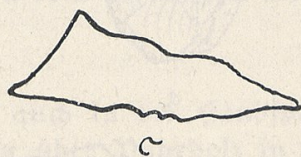
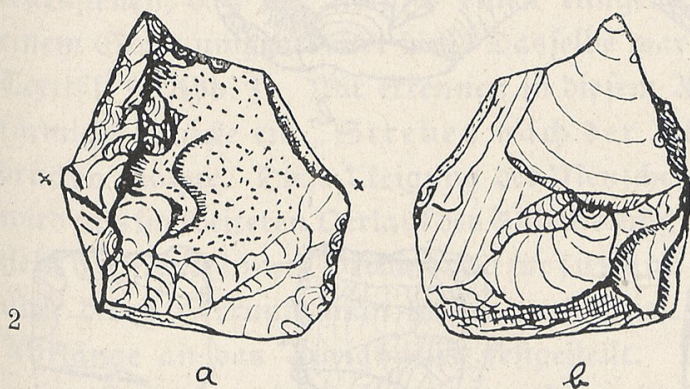
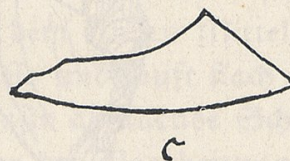
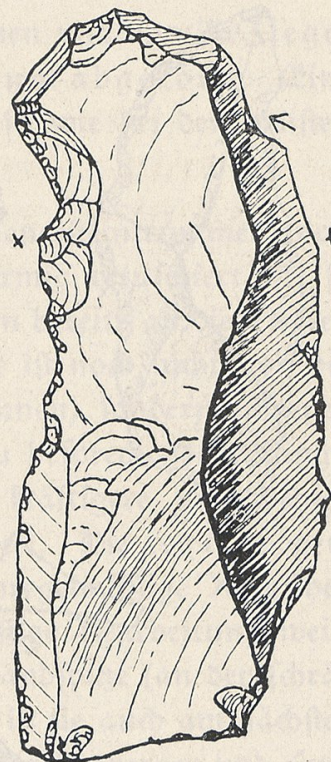
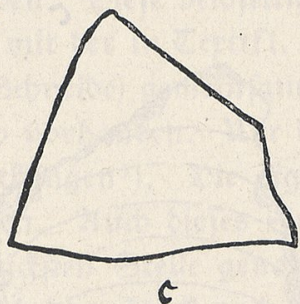
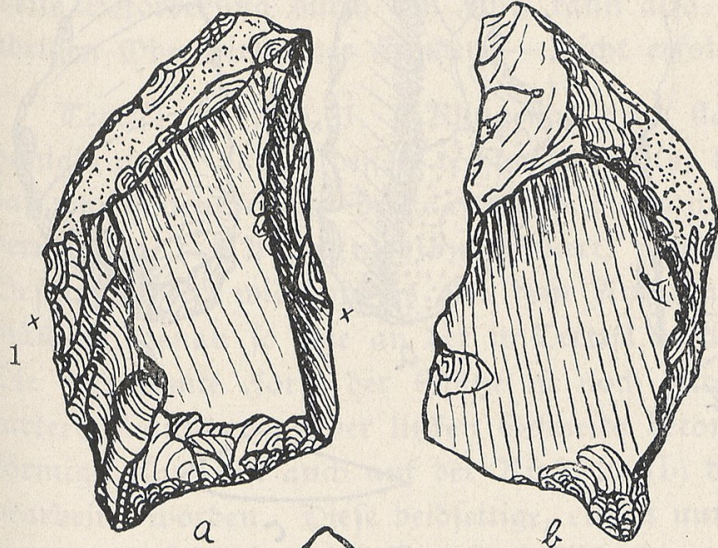
worden ist. Nach dieser Spitze zu verjüngt sich das Stück, wie aus den beiden Querschnitten (b, c) zu ersehen ist. Ganz vorn an der Spitze ist die Unterseite eben. Es ist doch unmöglich zu bezweifeln, daß dieses grobe Gerät stärkstens an die Form des mesolithischen Pickels erinnert. Dadurch erhalten die oben angestellten Betrachtungen noch mehr Gewicht. Gleichzeitig aber gemahnt das Werkzeug trotz seiner Grobheit in Form und Bearbeitung an den „Kielkratzer“ des Aurignacien. Verf. möchte annehmen, daß es auch in diesem Sinne benutzt worden ist. Auch im Mesolithikum ist bekanntlich dieses gleitende Verhältnis zwischen Pickel und Kielkratzerähnlichen Formen festzustellen. Unter den bisher vorgeführten Werkzeugen ist dieses das erste, das den Gedanken an innere Beziehungen zwischen der Kulturstufe von Oberwieschen und dem bedeutend jüngeren Aurignacien erweckt. Das wirkliche Vorhandensein solcher Verbindungen wird im weiteren Verlaufe der Abhandlung klar ersichtlich werden. Wir werden darin dann auch die Erklärung dafür finden, daß in der mesolithischen Grobkultur, die aus der alten Sandspitzenkultur herauskommt, immer wieder Anklänge an das Aurignacien vorhanden sind. Letztere beruhen nicht auf einer späteren Mischung, sondern sie sind in der Sandspitzenkultur von vornherein vorhanden zu einer Zeit, als an das ausgeprägte Aurignacien noch nicht zu denken war. Es muß noch gesagt werden, daß das eben besprochene, etwas abgerollte Gerät von S. Butschkow in der Kies-schicht gefunden worden ist. Sein Alter ist also nicht zu bezweifeln.

Textfl. 5, Abb. 1. Gedrungene, herausgearbeitete Spitze (Bohrer) an dickem, grünlich-grauem Feuersteinrümmer natürlicher Entstehung. Die Spitze ist durch steil aufgreifende Schläge und Retuschen sorgfältigst herausgearbeitet worden (a). Auch auf der Unterseite (b) zeigt die Spitze Retuschen. Die linke, bogenförmig verlaufende Steilkante (a) ist ebenfalls retuschiert und stark abgenutzt. Das Stück ist also außerdem als hobelartiger Steilkratzer benutzt worden, und zwar zwiefach. Die beiden Gleitflächen (b, unten und links oben) sind fast eben. Das Gerät erinnert damit unzweifelhaft bereits an die Aurignacientechnik. Das kaum abgerollte Stück wurde von einem Arbeiter auf der Sohle der Kiesgrube gefunden. Wegen der „aurignacienhaften“ Technik könnten Zweifel gehegt werden, ob das Werkzeug wirklich aus dem elster-saaleinterglazialen Kies stammt. Es ist schon einmal gesagt worden, daß diese Herkunft die natürlichste Erklärung für die Auf-  
findung von Feuersteinwerkzeugen auf der Kiesgrubensohle ist. Die Zweifel werden aber vor allem dadurch behoben, daß — wie noch gezeigt wird — viel stärker an das Aurignacien gemahnende Stücke unmittelbar dem Kies entnommen worden sind. Außerdem stammt der folgende, ganz ähnliche Bohrer aus der Kieswand.

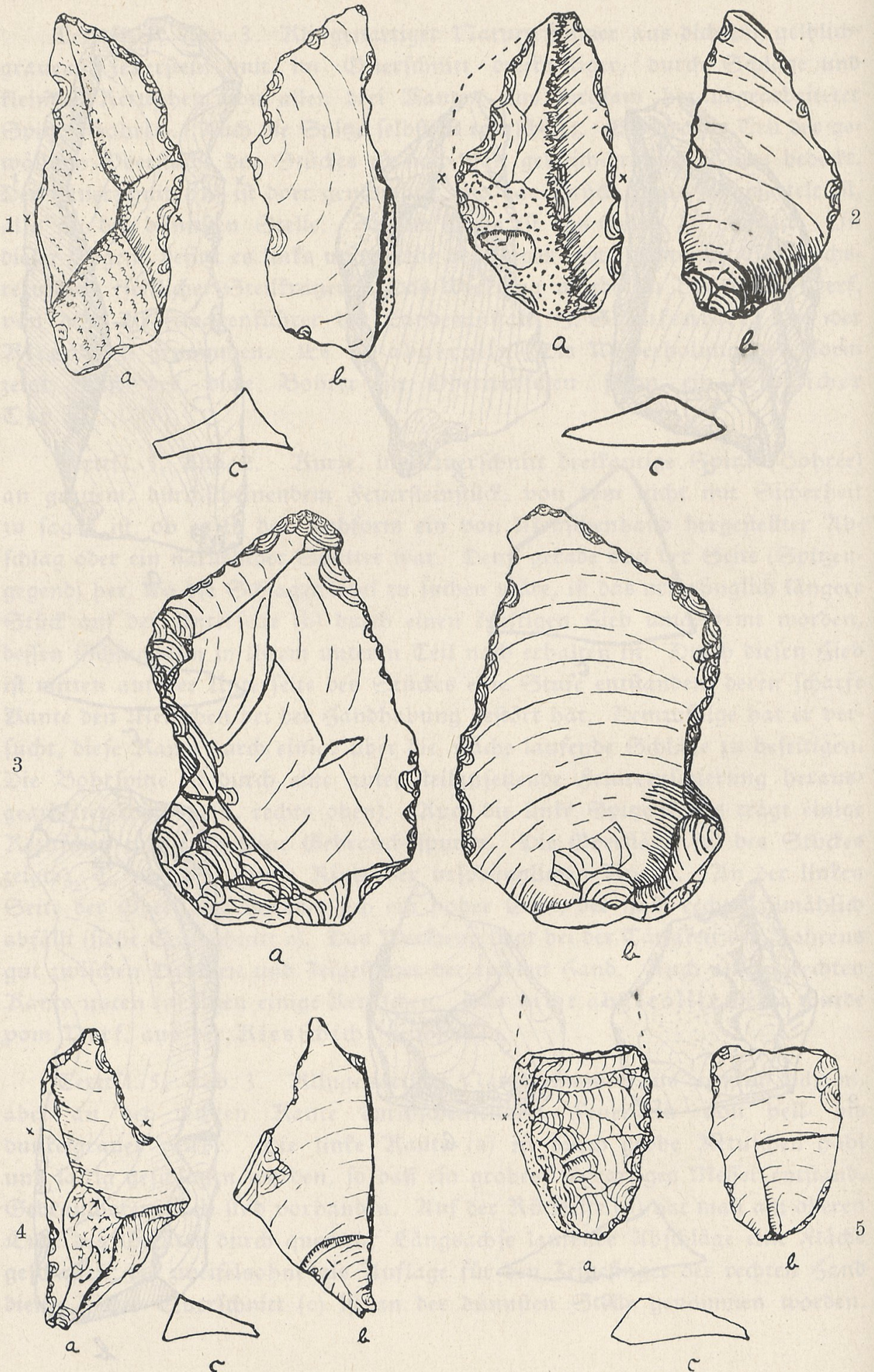
Texttfl. 4, Abb. 3. Klingenartiger Naturtrümmer aus dichtem, gelblich-grauem Feuerstein mit im Querschnitt dreikantiger, durch Schläge und kleinere Retuschen von allen drei Kanten aus sorgsam herausgearbeiteter Spitze (Bohrer). Auch die Spitze selbst ist retuschiert. Ein großer Teil der gewölbten Oberfläche des Stückes ist noch von gelblich-brauner Rinde bedeckt. Der Querschnitt (b) ist dort genommen, wo das Stück etwas eingesattelt ist, also an der dünnsten Stelle. An der Basis ist das Gerät 1,7 cm dick. In dieser Gegend besitzt es links unten eine geschlagene Steilkante mit Gebrauchsretuschen (seitlicher Steilkräger). Das Werkzeug wurde im Beisein des Verf. von dem Kraftwagenführer der Landesanstalt, S. Stausenbiel, aus der Kieswand genommen. Es ist abgerollt. Die Wiederholung der Form zeigt, daß der dicke Bohrer in Oberwerschen schon ein wirklicher Typ ist.

Texttfl. 5, Abb. 2. Kurze, im Querschnitt dreikantige Spitze (Bohrer) an grauem, durchscheinendem Feuersteinstück, von dem nicht mit Sicherheit zu sagen ist, ob es in der Rohform ein von Menschenhand hergestellter Abschlag oder ein natürlicher Splitter war. Denn gerade von der Seite (Spitzengegend) her, wo die Schlagwiebel zu suchen wäre, ist das ursprünglich längere Stück auf der Unterseite (b) durch einen kräftigen Hieb umgeformt worden, dessen Schlagbahn in ihrem unteren Teil noch erhalten ist. Durch diesen Hieb ist mitten auf der Unterseite des Stückes eine Stufe entstanden, deren scharfe Kante den Menschen bei der Handhabung gestört hat. Demzufolge hat er versucht, diese Kante durch einige über die Fläche laufende Schläge zu beseitigen. Die Bohrspitze ist durch eine gute, steilansetzende Feinretuschierung herausgearbeitet worden (a, rechts oben). Auch die linke Spitzenkante trägt einige Retuschen und auch feine Gebrauchsspuren. Die Oberfläche (a) des Stückes zeigt z. T. noch die weiße Rinde der ursprünglichen Knolle. An der linken Seite der Oberfläche befindet sich ein hoher Grat, der nach rechts allmählich abfällt (siehe Querschnitt c). Das Werkzeug liegt bei der Tätigkeit des Bohrens gut zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand. Auch an der rechten Kante unten (a) sitzen einige Retuschen. Das nicht abgerollte Gerät wurde vom Verf. aus der Kies-schicht genommen.

Texttfl. 5, Abb. 3. Klingenartiger Naturtrümmer aus ziemlich dichtem, aber an der rechten Kante durchscheinendem Feuerstein von hell- bis dunkelgrauer Farbe. Die linke Kante (a) ist durch grobe Retuschen hohl und zackig geschlagen worden, so daß ein grobes, sägeartiges Messer entstand. Gebrauchsretuschen sind vorhanden. Auf der Rückseite (b) hat man am oberen Ende des Gerätes durch quer zur Längsachse laufende Abschlüge eine Fläche geschaffen, die zweifelsohne als Auflage für den Zeigefinger der rechten Hand diente. Der Querschnitt (c) ist an der dünnsten Stelle genommen worden.



Oberwieschen. 1. u. 2. Bohrer. 3. Grobes Messer. Nat. Gr.



Oberwerschen. 1. Bogenspitze. 2.—4. Spizmesser. 5. Bruchstück einer Klinge.  
Nat. Gr.

Das Gerät wurde vom Verf. der Kies schicht entnommen und von K. Ziegel in situ fotografiert (Tafel XLV). Das Werkzeug ist kaum abgerollt. Eine weite Beförderung durch den Fluß kann also — ebenso wie bei den meisten übrigen Oberwärschener Funden — nicht erfolgt sein.

Textfl. 6, Abb. 1. Klingenartiger, flacher Feuersteintrümmer von honigbrauner Farbe, dessen rechte Kante (a) bogenförmig retuschiert ist, so daß eine bogenförmige Spitze entstand, die in ihrer Form bereits an die Chatelperronspitze des Aurignacien erinnert. Die Retusche ist noch nicht von der Beschaffenheit, wie wir sie aus dem Aurignacien kennen, sondern unregelmäßiger, genau so wie an der in Textfl. 6, Abb. 3 zu besprechenden Klinge. Die gekrümmte Form der Spitze ist noch durch eine kräftigere und weniger zartere Retuschen an der linken Schneide betont worden. Die rechte, bogenförmige Kante ist auch auf der Rückseite (b) durch unregelmäßige Retuschen bearbeitet worden. Diese beidseitige, etwas unregelmäßige Bearbeitungsweise hat das Stück mit der in Textfl. 1, Abb. 1 gezeigten Handspitze (an der schräg aufsteigenden Schneide) gemeinsam. Wie schon gesagt, ist sie auch am nächsten Stück genau so vorhanden. Wir kennen sie auch an Markfleberger und Sundisberger Breitklingen<sup>1)</sup>. Die eigentliche Spitze unseres Gerätes zeigt zarte Gebrauchsspuren. Auch dieses Stück ist kaum abgerollt. Der Querschnitt (c) ist an der dicksten Stelle genommen worden. Von dem kurzen Mittelgrat aus verzweigt sich das Stück nach der Spitze und der Basis und läuft flach aus. An der Oberfläche (a) sind die linke und die nach der Basis abfallende Schrägfläche hellgelb patiniert. Diese Patina war schon vor der Bearbeitung des Stückes vorhanden, denn durch die besprochenen Retuschen an der linken Schneide wurde sie verletzt. An der unteren Hälfte der linken Seite (b, rechts unten) ist noch die weißgraue Kruste des Feuersteins erhalten. Es ist also festzustellen, daß der Mensch einen klingenförmigen, natürlichen Splitter zu einem Gerät umgearbeitet hat. Dasselbe war der Fall bei Textfl. 4, Abb. 3 und Textfl. 5, Abb. 3. Wir erkennen in diesem Auffuchen und Bearbeiten klingenförmiger Stücke ein „Streben nach der Klingenform“, wie ich mich ausdrücken möchte. Diese Neigung der Menschen aus dem Elster-Saaleinterglazial wird uns im weiteren Verlauf der Abhandlung noch klarer vor Augen treten. Verf. sieht darin eine innere Verbindung zur jungpaläolithischen Klingenkultur, über deren Herkunft man bisher noch stritt. Wir haben oben schon zweimal Anklänge an das Aurignacien festgestellt. In diesem Zusammenhang ist die ganze Form der hier besprochenen Spitze bisher am auffälligsten. Sie zwingt uns förmlich zu dem Gedanken an das Aurignacien (Abri Audi, Chatelperron).

<sup>1)</sup> Sie ist auch in der Handspitzenkultur von Vahrholz festzustellen. Vgl. die der Abhandlung über Vahrholz in diesem Bande beigegefügte Abbildungen.

Man mag zunächst diesen Gedanken wieder zurückdrängen und vermuten, daß hier nur zufällig einmal unter der Hand des Menschen eine Form entstand, die eigentlich in viel spätere Zeit gehört, und daß daher aus ihrem Vorhandensein keine entwicklungsgeschichtlichen Schlüsse gezogen werden dürfen. Derartige „Zufälle“ werden sich aber in Oberwerschen so häufen, das eben vom Zufall nicht mehr die Rede sein kann. Das Alter des besprochenen Geräts ist unbedingt gesichert. Verf. hat es selbst der Kieswand entnommen.

Textfl. 6, Abb. 3. Breite, flache Klinge aus grauem, durchscheinendem Feuerstein, die von Menschenhand geschlagen ist, wie die auf der Rückseite (b) in ausgeprägtester Form vorhandene Schlagzwiebel und die Schlagwellen beweisen. Die rechte Längsschneide (a) und die links schräg aufsteigende Schneide nebst der breiten Spitze sind retuschiert, und zwar beidseitig in der eben besprochenen Weise. Es ist wichtig, diese Art der Retuschierung an einwandfrei von Menschenhand abgeschlagenen Stücken festzustellen (s. oben!). Damit wird klar, daß das aus einem Natursplitter gearbeitete, einer Chatelperronspitze ähnelnde Stück (Textfl. 6, Abb. 1) wirklich vom Menschen retuschiert wurde. Die Retuschierung hat dort genau denselben Charakter. Es zeigt sich also, daß in dieser frühesten Zeit Werkzeuge nicht nur aus von Menschenhand vom Block getrennten Stücken hergestellt wurden, sondern auch aus von der Natur vorgeformten Stücken. Abgesehen davon, daß letzteres auch in späteren Zeiten vorkommt, ist diese Tatsache nicht verwunderlich. Theoretisch muß es ja so sein, daß der Mensch am Anfang der Werkzeugherstellung naturgegebene Stücke aufsuchte und benutzte. Dann folgt rein theoretisch die Stufe, in der solche aufgefundenen Stücke für einen bestimmten Gebrauchszweck durch Schläge verbessert werden. Wahrscheinlich liegt zwischen dem „Nurauffuchen“ und dem „Verbessern“ schon eine lange Entwicklungszeit. Die allerersten, nur aufgefundenen Werkzeuge zu erkennen, wird wohl nie möglich sein. Schwierig ist dieses Erkennen auch, wenn man nur vielleicht von Menschenhand verbesserte Naturstücke zu beurteilen hat. Es ist dem Leser nicht neu, daß der Beurteiler dann vor dem sogenannten „Kolithenproblem“ steht und die Frage meist als mit Sicherheit nicht lösbar aufgibt, wenn er keine anderen Beweismittel hat. In Oberwerschen sind diese anderen Beweismittel zum Glück in und an den deutlich vom Menschen vom Block abgeschlagenen Stücken vorhanden. Sie geben uns die Berechtigung, auch die übrigen von mir gezeigten, gut retuschierten Stücke als Werkzeuge anzusprechen, die außerdem der zwischeneiszeitliche Fluß in dieser Weise unmöglich hergestellt haben kann. So ist die alte Oberwerschener Fundstelle geeignet, ein neues Licht auf das „Kolithenproblem“ zu werfen. Das Entwicklungsstadium von Oberwerschen, in dem einige bearbeitete Naturstücke mit von Menschenhand abgeschlagenen Stücken vergesellschaftet vorkommen, sagt uns, daß es in der ältesten Zeit die „Kolithen“ nicht nur in der Theorie, sondern auch in Wirk-

lichkeit gibt. Es wird also eine rein gedanklich aufgestellte Entwicklungstheorie bestätigt. Mit dem Begriff „Kolith“ soll hier nicht der zeitliche Begriff „Tertiär“ verknüpft werden. Die Frage des tertiären Menschen wird hier durchaus nicht angeschnitten, denn vom Elster-Saaleinterglazial bis zum Tertiär besteht noch ein so großer zeitlicher Zwischenraum, daß diese Frage für uns in Oberwerschen noch nicht brennend ist. Aber das Eine soll mit aller Deutlichkeit gesagt werden: Oberwerschen mit seinen zahlreichen „Nicht-nureolithen“, sondern aus geschlagenen Stücken hergestellten Geräten, mit seinen bereits vorhandenen ausgeprägten Typen ist noch nicht der Anfang der mitteleuropäisch-mitteldeutschen beweisbaren Entwicklung. Es muß noch ältere Stufen geben, in denen nicht nur „Kolithen“ vorkommen müssen, sondern ebenfalls schon aus wirklich vom Menschen abgeschlagenen Stücken hergestellte Geräte. Vom „Kolithikum“ bis zur Stufe von Oberwerschen wäre ein zu großer Sprung in der Entwicklung, der bestimmt nicht stattgefunden hat. Der bereits fortgeschrittene Entwicklungszustand von Oberwerschen gibt uns das Recht und die Hoffnung, noch ältere, beweisbare menschliche Geräte in Mitteleuropa und besonders vielleicht in Mitteldeutschland erwarten zu dürfen. Verf. denkt dabei an die Elstereiszeit und die Günz-Mindelzischeneiszeit, die man in Mittel- und Norddeutschland vorläufig als Praeglazialzeit bezeichnen muß. Darin, daß Oberwerschen derartige Hoffnungen erweckt und die Forschung zur Beobachtung so alter Ablagerungen anregt, zeigt sich wiederum die große Bedeutung dieser Fundstelle.

Zu dem hier gezeigten Gerät (Textfl. 6, Abb. 3) ist noch zu sagen, daß die Schlagzweibel durch einen von der linken Kante herkommenden Hieb (b, rechts unten) zu einem geringen Teil weggeschlagen worden ist. Die Beseitigung der Schlagzweibel wird uns noch öfter begegnen. Bei der Herstellung des vorliegenden Gerättyps hat offensichtlich die Handspitze noch Pate gestanden, wie die Form wohl andeutet. Man kann das Werkzeug vielleicht als „Spitzmesser“ bezeichnen. Der Unterschied zur Handspitze liegt in der Hauptsache darin, daß das Gerät nicht aus einem mehr flatschigen Abschlag, sondern aus einem zwar breiten, aber doch schon klingenförmigen Span hergestellt ist. Vorhin ist angedeutet worden, daß der Oberwerschener Interglazialmensch offenbar schon nach der Klinge „strebte“. Der jetzt gezeigte Fall beweist zum mindesten, daß schlanker geratene, klingenartige Abschlüge, die vielleicht zunächst beim Vorgang des Schlagens noch unbeabsichtigt entstanden, dem Menschen durchaus genehm sind. Sie werden nicht etwa als unbrauchbar angesehen, sondern in Geräte umgewandelt. Das stimmt mit dem Auffuchen klingenartiger Naturstücke aufs beste überein. Die schlanke Form des Werkzeuges liegt dem Menschen also schon, und damit, daß auch das Schlagen von Klingen beginnt, sind m. E. die ersten Vorbedingungen für die Ent-

wicklung der viel jüngeren jungpaläolithischen Klingenkultur bereits in dieser frühen Zeit gegeben. Außer diesem Streben nach der Klinge haben wir bereits im bisherigen Verlauf der Abhandlung in Form und Technik Anklänge an das Aurignacien gespürt. Wir werden uns noch überzeugen müssen, daß diese Anklänge in Oberwerschen so stark sind, daß wir um eine entwicklungsgeschichtliche Auswertung dieser Tatsachen nicht herumkommen. Das besprochene Gerät ist nicht abgerollt und wurde von G. Mildenberger in dem groben Rückstand ausgesiebten Kieses gefunden. An seiner Herkunft aus der Kiesschicht kann also nicht gezweifelt werden, zumal feinsandige Teile des Kieses dem Stück in seinen Vertiefungen noch anhaften.

Textfl. 6, Abb. 2. Klingenartiger Span aus grauem, durchscheinendem Feuerstein. Beide Schneiden sind ziemlich grob und unregelmäßig retuschiert, die linke in schräg zur Spitze aufsteigender Richtung (a). Das Stück ist wenig abgerollt, seine Spitze ist etwas zerstoßen. Am unteren Teil der linken Oberflächenhälfte sitzt noch die weiße Kruste. Beide Schneiden tragen auch auf der Unterseite (b) einige Retuschen (siehe das oben zu dieser Retuschierungsart Gesagte!). Das Gerät ist aus einem — wie die Schlagzweibel und die Schlagwellen zeigen — geschlagenen, der Klingensform sich nähernden Span hergestellt worden. Die Strichelung (a) zeigt die ungefähre Kohform vor der Retuschierung der linken Schneide. Die oben bezüglich der Klingensform gemachten Ausführungen werden also unterstrichen. Auch bei diesem Stück ist versucht worden, die Schlagzweibel zu beseitigen. Wir haben dieselbe Gerätform vor uns, die wir schon im vorigen Stück kennen gelernt haben (Spitzmesser). Daher dürfen wir wiederum feststellen, daß in Oberwerschen bereits regelrechte Typen vorliegen. Das Werkzeug wurde vom Verf. der Kieswand entnommen.

Textfl. 6, Abb. 4. Klingenartiger, wohl geschlagener Span aus grauem durchscheinendem Feuerstein. Die wahrscheinlich vorhanden gewesene Schlagzweibel ist durch einen kräftigen Hieb (b, unten) beseitigt worden. Das Gerät ist im Querschnitt (c) dreikantig und läuft an der Spitze flach aus. Diese Spitze ist durch Retuschierung der rechten Schneide (a) hergestellt worden. Auch an der kurzen, eingebogenen Kante (a, links oben) sitzen einige feine Retuschen. Es dürfte richtig sein, dieses Werkzeug demselben Typ zuzurechnen, der durch die beiden zuletzt vorgeführten Geräte dargestellt wurde (Spitzmesser). Ferner dürfen wir wohl sagen, daß auch durch dieses schlanker geformte Stück der schon gewonnene Eindruck vom „Streben nach der Klingensform“ verstärkt wird. Es muß noch auf die unten an der linken Kante (a) sitzende, etwas unregelmäßige Retusche hingewiesen werden. Verf. vermutet, daß sie mit einer Schäftung in Verbindung zu bringen ist. Es wird noch zweimal Gelegenheit zu einem Hinweis auf in Oberwerschen wahrscheinlich schon vorhanden

gewesenen Schäftungen sein. Das hier besprochene Gerät ist nicht abgerollt und wurde vom Verf. der Rieschicht entnommen.

Texttfl. 6, Abb. 5. Hier muß der Verf. annehmen, daß das Werkzeug aus einem Bruchstück einer wirklich geschlagenen Klinge (grauer, durchscheinender Feuerstein) hergestellt ist. Die Oberfläche (a) trägt deutlich die Schlagbahnen von vorher vom Block abgeschlagenen Spänen. Auf der Rückseite (b) ist wiederum gerade die Stelle, wo die Schlagzwiebel zu suchen wäre, durch einen kräftigen Hieb umgestaltet worden. Das Werkzeug besitzt oben rechts (a) eine kleine retuschierte Nase; auch die rechte Schneide ist retuschiert worden. Das Gerät ist nicht abgerollt und wurde vom Verf. in der Rieswand gefunden.

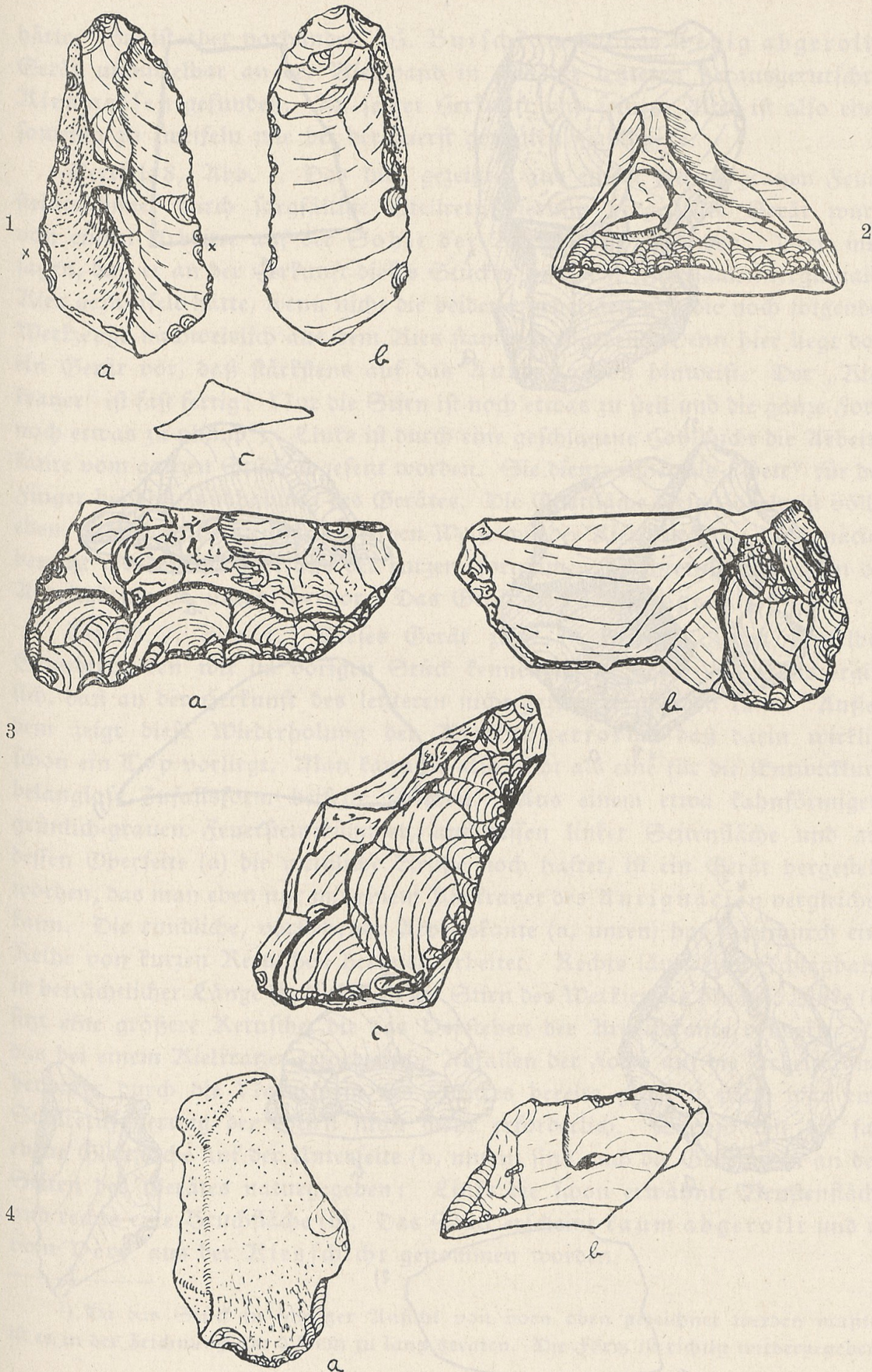
Texttfl. 7, Abb. 1. Obwohl auf der Rückseite (b) wieder die Schlagzwiebel durch mehrere Schläge beseitigt worden ist, besteht kein Zweifel, daß wir es hier mit einer zwar noch kurzen, aber doch wirklichen Klinge zu tun haben. Auf der Oberfläche (a) befinden sich die Schlagbahnen von vorher vom Block geschlagenen Spänen. Am linken Teil der Oberfläche ist die weißliche Kruste noch vorhanden. Die rechte Schneide ist wiederum beidseitig unregelmäßig retuschiert. An der linken Schneide sitzt eine etwas regelmäßiger, steilere Retuschierung, die wohl als Schutzretusche aufzufassen ist. Die Klinge ist nur wenig abgerollt und wurde von S. Priebe der Rieswand entnommen. Sie zeigt uns mit aller Deutlichkeit, daß der Mensch von Oberwerschen nicht nur nach klingenartigen Natursplintern suchte, sondern daß er auch selbstgeschlagene Klingen verarbeitete. Wenn auch derartige kurze Klingen noch „Zufallstreffer“ sein mögen, so erkennen wir doch mit Gewißheit, daß man die Klingensform als solche durchaus schätzte. Von diesem Zustand bis zu der in Marktleberg, Sundisburg und Vahrholz vorhandenen bewußteren Klingenschlagtechnik ist ein verhältnismäßig kleiner Schritt in der Entwicklung. M. E. würden uns allein schon diese Feststellungen über den Beginn der Klingenschlagtechnik berechtigen, hier den Ursprung für die jungpaläolithische Klingenkultur wenigstens zu vermuten.

Texttfl. 2, Abb. 4. Eine kleine Schmalklinge aus weißem Feuerstein mit ausgeprägter Schlagzwiebel auf der Rückseite (b) unterstreicht das eben Gesagte: Es werden ganz zweifellos schon Klingen von Menschenhand geschlagen. Wenn dieses noch völlig scharfe, nicht abgerollte Stück nicht von G. Mildenberger aus der Rieschicht genommen wäre, dann würde auch der Verf. nie auf den Gedanken gekommen sein, daß es ins älteste Altpaläolithikum gehöre. So aber ist an diesem seinem Alter nicht zu zweifeln, obwohl die Klinge einen viel jüngeren Eindruck macht. Verf. hat bisher eine wirklich schon bewußte Klingenschlagtechnik für Oberwerschen in Zweifel gezogen. Er muß jetzt zugeben, daß die hier gezeigte Klinge mit den vorherigen, durchaus „klingenhaften“ Schlagbahnen auf ihrer Oberseite (a) diesen Standpunkt

etwas ins Wanken bringt. Sie sieht ganz nach einer ziemlich bewußten Klingenschlagtechnik aus! Dennoch wollen wir auf Grund dieses einen Stückes keinesfalls zu weitgehende Folgerungen ziehen, sondern vorerst bei dem vorsichtigen Standpunkt bleiben. Vielleicht geben uns später bei dauernder Beobachtung der Fundstelle weitere geschlagene Klingen doch noch die Berechtigung, auch für Oberwerschen schon eine bewußte Klingenschlagtechnik mit dazu vorbereitetem Kernstein (Nukleus) anzunehmen.

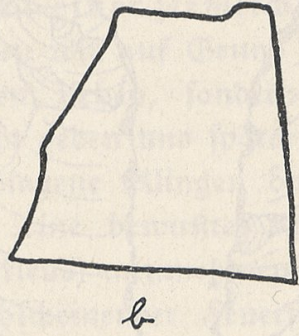
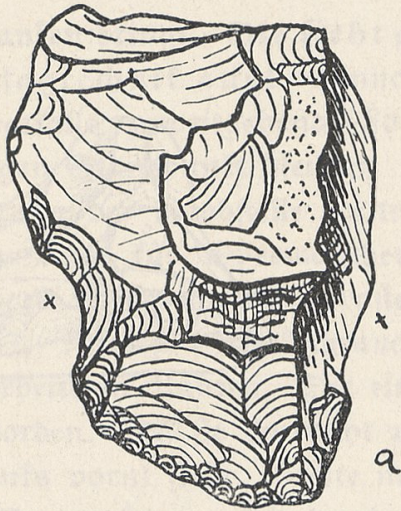
Textfl. 7, Abb. 3. Dunkelgrauer, durchscheinender Feuersteintrümmer mit zwei bearbeiteten Kanten. Die eine (a, unten und c, rechts) ist sehr steil retuschiert worden. Da sie senkrecht zu einer fast ebenen Fläche (bei a nicht sichtbar, b links vorn) steht, könnte man in dem Gerät einen breiten, hobelartigen Steilkrazer sehen. Die durch die steilen Retuschen geschaffene Fläche steht aber parallel zu einer glatten Fläche (bei a nicht sichtbar, b, oben), so daß man vermutet, dieser Zustand sei beabsichtigt und das Stück sollte einen Handgriff bekommen. Diese Deutung ist wohl die richtige, denn man hat mit vielen Schlägen versucht, eine fast im rechten Winkel zu diesen Griffflächen stehende Gleitfläche zu schlagen, die von einer rundlichen Kante begrenzt wird (b, rechts). Wenn wir das Stück in dieser Weise betrachten (c), dann haben wir die Form eines hobelartigen Steilkrazers vor uns, den wir sonst erst aus dem Aurignacien kennen. Man wird vielleicht sagen, diese Deutung sei „gepreßt“ und nur vorgenommen, um mit aller Gewalt eine Verbindung zum Aurignacien zu konstruieren. Der Leser wird aber zugeben müssen, daß schon bis zu diesem Punkte der Abhandlung mindestens leise Anklänge an die jungpaläolithische Klingenkultur zu spüren waren. Diese Anklänge werden im folgenden so „laut“ werden, daß man sie weder „überhören“ kann noch darf. Der Steil- oder Hochkrazer ist in Oberwerschen nämlich vorhanden, und damit erscheint die Deutung des hier beschriebenen Stückes auch nicht mehr „gepreßt“. Das Gerät ist kaum abgerollt und wurde von S. Priebe der Kieswand entnommen.

Textfl. 7, Abb. 2. Das Werkzeug ist aus einem etwa hufförmigen Feuersteintrümmer von honigbrauner Färbung hergestellt worden. Die in der Abb. gezeigte vordere Kante ist sorgfältigste steil retuschiert worden. Auch an der nicht gezeigten Rückseite sitzen einige Steilschläge, die der Formung des Gerätes dienten. Die Unterseite des Stückes, die Gleitfläche, ist völlig eben. Kann man das Gerät etwa anders als einen „Hoch- oder Steilkrazer“ nennen? Nimmt es nicht in noch grober Ausführung eine Gerätform vorweg, die wir gemeinhin erst aus dem Aurignacien kennen? Gewiß sind diese Krazers dort meist aus Klingenblöcken hergestellt, die die Schlagbahnen vorher abgeschlagener Klingen tragen. Aber die Übereinstimmungen in Form und Zweck sind nicht zu leugnen. Diese Gerätform wirkt äußerst überraschend. Ich glaube nicht, daß man sie bisher im ältesten Paläolithikum vermutet

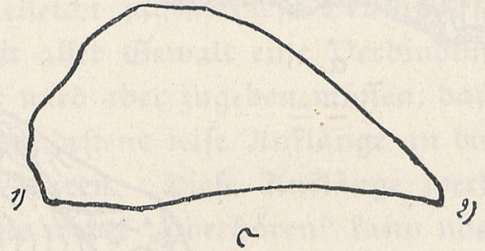
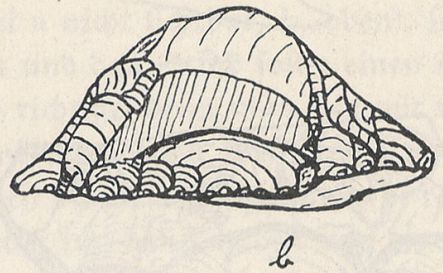
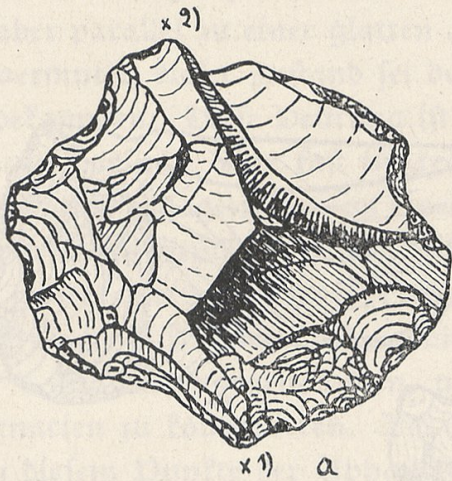


Oberwerschen. 1. Retuschierte Klinge. 2. u. 3. Hoch- oder Steilkrazer. 4. Kielkrazerartiges Gerät. Nat. Gr.

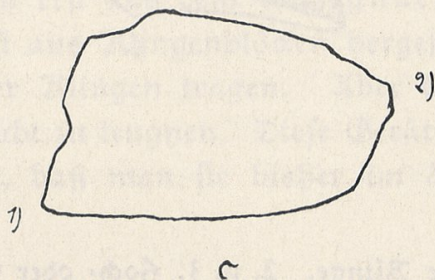
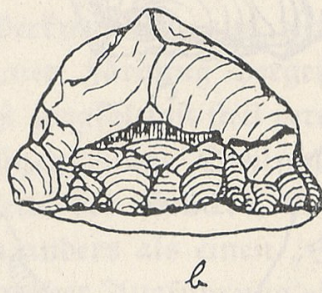
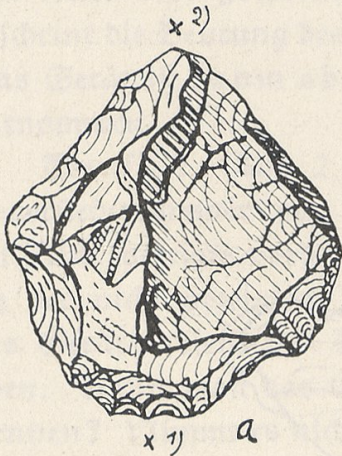
1



2



3



Oberwerschen. 1. Kielkratzerartiges Gerät. 2. u. 3. Rundliche Steilkratzer. 4. Krumpspitze (zinkenartig). Nat. Gr.

hätte. Sie ist aber vorhanden. S. Butschkow hat das wenig abgerollte Gerät unmittelbar an der Kieswand in aus der letzteren herausgerutschten Kiesmassen gefunden. An seiner Herkunft und seinem Alter ist also ebensowenig zu zweifeln wie bei der zuerst gezeigten Sandspitze.

Textfl. 8, Abb. 1. Das hier gezeigte, aus einem dicken, grauen Feuersteintrümmer durch sorgfältige Steilretuschierung hergestellte Gerät wurde von einem Arbeiter auf der Sohle der Kiesgrube gefunden. Verf. muß sagen, daß er an der Herkunft dieses Stückes aus dem elster-saaleinterglazialen Kies gezweifelt hätte, wenn nicht die beiden vorherigen und die noch folgenden Werkzeuge nachweislich aus dem Kies stammen würden. Denn hier liegt doch ein Gerät vor, das stärkstens auf das Aurignacien hinweist. Der „Kielkratzer“ ist fast fertig! Nur die Stirn ist noch etwas zu steil und die ganze Form noch etwas zu plump<sup>1)</sup>. Links ist durch eine geschlagene Hohlbucht die Arbeitskante vom ganzen Stück abgesetzt worden. Sie diente sicher als „Bett“ für den Finger bei der Handhabung des Gerätes. Die Gleitfläche dieses Hobels ist völlig eben. Daß das Werkzeug in derselben Weise wie der Kielkratzer des Aurignacien benutzt worden ist, geht aus der kurzen, sorgsam nachretuschierung an der Arbeitskante (a, unten) hervor. Das Gerät ist kaum abgerollt.

Textfl. 7, Abb. 4. Dieses Gerät zeigt in kleinerer Form denselben Grundtyp, den wir im vorigen Stück kennengelernt haben. Daraus ergibt sich, daß an der Herkunft des letzteren nicht gezweifelt werden kann. Außerdem zeigt diese Wiederholung der Kielkratzerform, daß darin wirklich schon ein Typ vorliegt. Man kann sie also nicht als eine für die Entwicklung belanglose Zufallsform beiseite schieben. Aus einem etwa fahnförmigen, grünlich-grauen Feuersteintrümmer, auf dessen linker Seitenfläche und auf dessen Oberseite (a) die weißliche Kruste noch haftet, ist ein Gerät hergestellt worden, das man eben nur mit einem Kielkratzer des Aurignacien vergleichen kann. Die rundliche, vorstehende Arbeitskante (a, unten) hat man durch eine Reihe von kurzen Retuschen herausgearbeitet. Rechts läuft eine Schlagbahn in beträchtlicher Länge (b, links) an der Stirn des Werkzeuges hinauf. Links (a) sitzt eine größere Retusche, die das Vorstehen der Arbeitskante bewirkt. Da das bei einem Kielkratzer erforderliche Abfallen der Form auf die Arbeitskante herunter durch die Naturform des Stückes bereits gegeben war, war eine Steilretuschierung der Stirn nicht mehr erforderlich. Ebenso wie die fast ebene Gleitfläche auf der Unterseite (b, unten) sind auch die Griffflächen an den Seiten des Gerätes naturgegeben: Links die schon erwähnte Krustenfläche und rechts eine Bruchfläche (b). Das Stück erscheint kaum abgerollt und ist vom Verf. aus der Kies-schicht genommen worden.

<sup>1)</sup> Da das Stück in schräger Ansicht von vorn oben gezeichnet werden mußte, ist es in der Zeichnung um 0,5 cm zu lang geraten. Die Form ist richtig wiedergegeben.

M. E. müßte man nun schon auf Grund der bisher vorgeführten, an das Aurignacien anklingenden Formen das Vorhandensein einer Verbindung zwischen letzterem und Oberwerschen zugeben. Die noch folgenden Geräte werden wohl auch den kritischen Leser zur Anerkennung dieser inneren Beziehung zwingen.

Textfl. 8, Abb. 2. Aus dickem, honigbraunem Feuersteinstück durch sorgsame Steilretuschierung gearbeitetes Werkzeug, das nur mit den steilen, rundlichen Kratzern des Aurignacien verglichen werden kann. Die Formung erscheint derart bewußt und gewollt, daß man hier von einem Typ sprechen müßte, auch wenn nur dieses eine Stück vorläge. Der Kratzer ist bis auf eine kurze Stelle rundherum bearbeitet. Die Stirn (b) ist besonders steil. Nach hinten dacht sich die Form des Gerätes ab (c). Die steile Hauptarbeitskante an der Stirn ist stark abgenutzt. Außerdem ist das Gerät etwas abgerollt. Die Unterseite ist fast eben und nur so gewölbt, wie es für einen großen Abschlag natürlich wäre. Verf. glaubt daher, daß es aus einem dicken Abschlag gearbeitet worden ist. Das Alter des Werkzeuges steht fest. Verf. hat es selbst der Kiesschicht entnommen.

Textfl. 8, Abb. 3. Dieses von S. Butschkow der Kiesschicht entnommene Stück und ebenso ein kleineres drittes, das der Verf. aus derselben Schicht barg, sagen uns durch die Wiederholung der eben geschilderten Form mit aller Bestimmtheit, daß der steile, rundliche Kratzer im elster-saaleinterglazialen Fundplatz Oberwerschen ein regelrechter Typ ist. Das vorliegende Stück ist aus einem dicken, dichten Feuersteinstück von grauer Farbe hergestellt worden (ob Abschlag, nicht ganz sicher). Die rundliche, steile Arbeitskante ist sorgsam retuschiert. Die Unterseite ist fast eben. Das Gerät ist abgerollt. Wir sind nun — so glaubt der Verf. — davon überzeugt, daß die Anklänge an die jungpaläolithische Klingenkultur unmöglich noch als belanglose Zufälligkeiten gedeutet werden dürfen. Die noch folgenden Geräte werden uns daher in ihrer für das Altpaläolithikum nach unseren bisherigen Erfahrungen befremdlichen Form nicht mehr allzu sehr überraschen. Sie bekräftigen nur das Vorhandensein der entwicklungsge-schichtlichen Verbindung zur jungpaläolithischen Klingenkultur.

Textfl. 9, Abb. 1. Aus flachem, klingenförmigem, natürlich geplattem Feuersteinsplitter von gelblich-grauer Farbe gearbeitete kleine Krümmspize. Die gedrungene, etwa papageienschnabelförmige Spitze ist durch wechselständige Retusche sorgfältig herausgearbeitet worden. Die steile Retuschierungstechnik an der einen Spitzenkante (b, links oben) erscheint in ihrer Art durchaus jungpaläolithisch. Sie ist genau so beschaffen, wie wir sie an Chatelperron- oder Gravettespizen kennen. Auch der Werkzeugtyp an sich ist uns aus dem Jungpaläolithikum wohlbekannt. Wir finden ihn im Aurignacien und im Magdalénien. Die letztere Stufe kennt ihn auch in ausgeprägterer

Form als den sogenannten „Zinken“ (z. B. Meiendorf<sup>1)</sup>). Im Mesolithikum lebt diese papageienschnabelförmige Spitze in stärkstem Maße fort. Wir sehen also hier wieder die Verbindung zwischen Oberwerschen und der jungpaläolithischen Klingenkultur. In diesem Zusammenhang sei nochmals darauf hingewiesen, daß man hier wieder ein Werkzeug aus einem klingenförmigen Stück gearbeitet hat. Das schon festgestellte „Streben nach der Klingenform“ wird also noch mehr verdeutlicht. Das Werkzeug ist kaum abgerollt und wurde von S. Butschkow der Kieswand entnommen.

Textfl. 8, Abb. 4. Aus gelblich-grauem, wohl natürlichem Feuersteintrümmer herausretuschierte kleine Krümmspitze. Die der Spitze gegenüberliegende Kante ist steil retuschiert worden, offensichtlich, um eine Finger Auflage bei der Handhabung des Werkzeuges zu schaffen. Es stellt denselben Werkzeugtyp dar wie die zuvor gezeigte Spitze. Ein in Größe und Form fast gleichartiges Stück, aber ohne Finger Auflage, liegt uns aus der Aurignacienfundstelle von Breitenbach, Kr. Zeitz, vor. Dieses und die folgenden Stücke beweisen durch die Wiederholung, daß die papageienschnabelartige Krümmspitze in Oberwerschen kein einmalig auftauchendes Zufallsgerät ist, sondern daß es sich auch hier um einen gewollten Typ handelt. Das Werkzeug ist kaum abgerollt und wurde von S. Butschkow der Kieschicht entnommen.

Textfl. 9, Abb. 2. Papageienschnabelförmige Krümmspitze an grauem, an den Rändern durchscheinendem, natürlichem Feuersteintrümmer. Die kurz vor ihrem Ende im Querschnitt dreikantige Spitze ist an allen drei Kanten und an der Spitze selbst retuschiert worden. Die etwas rundliche Spitze erscheint zerarbeitet. Wir müssen wieder darauf hinweisen, daß das Gerät aus einem sich der Klingenform nähernden Stück hergestellt ist. Es ist kaum abgerollt und wurde von S. Stausenbiel im Beisein des Verf. der Kieswand entnommen.

Textfl. 9, Abb. 3. Papageienschnabelförmige Krümmspitze aus dem Stück eines grauen, durchscheinenden, ursprünglich klingenförmigen Spanes. Letzterer ist von Menschenhand abgeschlagen, wie die Schlagwellen auf der Rückseite (b) und die Schlagbahn eines vorher vom Block geschlagenen Spanes auf der Oberfläche (a) des Stückes beweisen. Verf. hat oben geschrieben, wir würden durch die noch zu besprechenden Formen nicht mehr allzu sehr überrascht werden. Ich glaube, diese Bemerkung war doch zu kühn, denn dieses Stück wird in seiner Form und vollendeten Bearbeitungsweise wohl auf jeden Beschauer höchst überraschend wirken. Verf. muß jedenfalls zugeben, daß er ein solches Stück nie und nimmer im ältesten Altpaläolithikum ver-

<sup>1)</sup> U. Rost, Das altsteinzeitliche Renntierjägerlager Meiendorf. 1937.

mutet hätte. Er hätte es, wenn es ihm ohne nähere Angaben zur Bestimmung vorgelegt worden wäre, ohne Bedenken der Zeit vom Aurignacien bis zum Mesolithikum zugewiesen. Es gehört aber unzweifelhaft ins Elster-Saale-interglazial, denn S. Butschkow hat das kaum abgerollte Gerät aus der Kiesel-schicht herausgezogen. Die krumme Spitze ist durch Retuschierung beider Kanten sorgfältigst herausgearbeitet worden. Die bogenförmige, saubere Steilretusche an der linken Kante (a) könnte im Aurignacien nicht besser sein. Im Aurignacien von Breitenbach ist in etwas größerer Form, aber nicht einmal in dieser guten Ausführung derselbe Typ vertreten. Auch besitzt dieses Stück nicht die durch Steilretusche sorgsam herausgearbeiteten Einkerbungen an der Basis, die unser Stück von Oberwerschen aufweist. Wir haben schon einmal (Textfl. 6, Abb. 4) die Vermutung gehegt, daß der Mensch von Oberwerschen schon Geräte geschäftet habe. Diese Vermutung wird hier fast zur Gewißheit, denn einen anderen Sinn können diese Einkerbungen wohl kaum gehabt haben. Im übrigen glaubt der Verf., daß gerade durch dieses auffällige Stück das Bestehen eines inneren Zusammenhanges zwischen Oberwerschen und der jungpaläolithischen Klingenkultur eindringlichst gezeigt wird.

Textfl. 9, Abb. 4. Dieses kaum abgerollte Stück fand G. Mildenberger auf der Sohle der Kiesgrube. Verf. glaubt nicht, daß man an der Herkunft des Stückes aus der Kiesel-schicht zweifeln muß, denn diese Herkunft ist wie bei einigen schon gezeigten Geräten ja die nächstliegende Erklärung für seine Auffindung. Daß das Gerät nach unseren bisherigen Erfahrungen nicht gerade altpaläolithischen Charakter hat, spricht auf Grund der schon gezeigten und auch der noch folgenden, meist aus der Schicht genommenen Geräte durchaus nicht mehr gegen die Herkunft aus dem interglazialen Kies. Es stellt also m. E. eine weitere Bereicherung der auf das Jungpaläolithikum hinweisenden Formen dar. Es ist gefertigt aus einem grauen, durchscheinenden, klingenförmigen Feuersteinsplitter, von dem mit Sicherheit nicht zu sagen ist, ob der Mensch ihn abgeschlagen hat. Die rechte Schneide (a) ist in sorgfältigster Weise steil retuschiert worden, so daß ein Gerät entstanden ist, das mit einem jungpaläolithischen Klingenschaber durchaus zu vergleichen ist. Die Retusche gleicht der des Aurignacien völlig, wie ein Vergleich mit Breitenbacher Stücken beweist. Auch die linke Schneide trägt einige kleine Retuschen, die wohl beim Gebrauch als Messer entstanden sind. Besonders interessant ist nun, daß das Stück rechts unten (a) anscheinend absichtlich spitz zugeschlagen wurde. Auf jeden Fall ist diese Spitze durch eine Steilretusche noch gestaltet worden. Auch auf der Gegenseite (b, links unten) ist die Spitze durch einen Schlag bearbeitet worden, der m. E. die Spitze flacher, zungenförmiger gestalten sollte. Der Sinn dieser Spitzenbearbeitung dürfte der sein, das Gerät zur Einfügung in eine Schäftung

passend zu gestalten. Im vorigen Stück haben wir ja einen sehr starken Anhaltspunkt für das Vorhandensein der Schäftung gefunden, so daß die eben gegebene Deutung wohl nicht abwegig ist. Im übrigen zeigt sich auch an diesem Gerät das „Streben nach der Klingenform“.

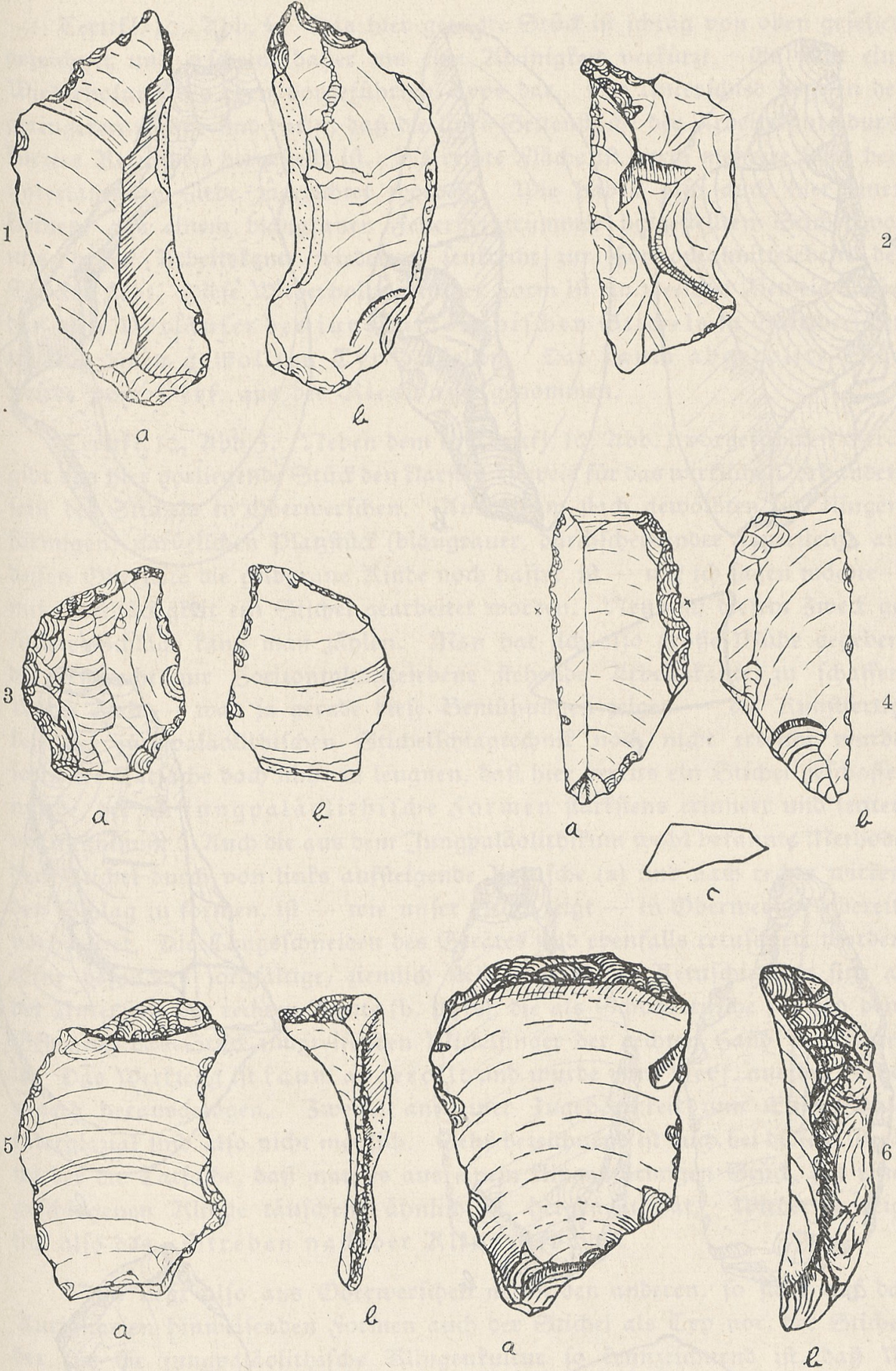
Textfl. 9, Abb. 5. Der Leser wird wohl zugeben müssen, daß dieses Gerät in Form und Bearbeitungsweise stärkstens an das Aurignacien gemahnt. Es ist aus einem flachen, vorn gekrümmten, klingenförmigen Feuersteinstück (blaugrau, durchscheinend) hergestellt worden. Möglicherweise ist es eine geschlagene Klinge. Der untere Teil, an dem die Schlagzwiebel zu suchen wäre, ist abgebrochen oder abgeschlagen. Zunächst stellen wir fest, das wiederum ein klingenförmiges Stück als Ausgangsform gewählt wurde. Oben, an der Stelle, wo das Stück sich nach vorn krümmt, hat man die Stirn sorgfältig steil retuschiert, so daß eine etwas überhängende Arbeitskante entstand, wie wir sie ganz ähnlich an Klingenträgern des Aurignacien kennen. Die beiden Längsschneiden des Werkzeuges sind ebenfalls, aber unregelmäßiger und beidseitig retuschiert. Es hat wohl auch als Messer gedient. Das Alter des kaum abgerollten Stückes ist gesichert. S. Butschkow hat es aus der Kieschicht genommen.

Textfl. 9, Abb. 6. G. Mildenberger fand dieses wenig abgerollte Stück auf der Sohle der Kiesgrube. Wenn nicht so viele jungpaläolithisch anmutende Geräte aus dem Kies genommen wären, hätte auch der Verf. an der Herkunft dieses Gerätes aus der elster-saaleinterglazialen Schicht gezweifelt. Derartige Zweifel sind aber nun nicht mehr berechtigt, zumal nachdem ein Gerät von derselben Form (vorige Abb. 5) aus der Schicht genommen wurde. Diese Wiederholung der Form mit der etwas überhängenden, steilen Kragerkante zeigt wiederum deutlich, daß diese „aurignacienhaften“ Geräte in Oberwerschen nicht solche sind, die rein zufällig einmal unter der Hand des Menschen aus dem Elster-Saaleinterglazial Formen bekommen haben, die eigentlich in eine viel spätere Zeit gehören. Nein, es wird klar, daß hier wirkliche, gewollte Typen vorliegen. Diese vom Verf. absichtlich häufig wiederholte Feststellung ist — wie man wohl zugeben muß — bedeutungsvoll. Wir haben danach nämlich nicht nur das Recht, sondern die unbedingte Pflicht, diese Formen entwicklungsgeschichtlich auszuwerten. Das hier besprochene Gerät ist aus einem breiten, vom Block geschlagenen, etwas gekrümmten Span hergestellt worden, indem man die Stirn steil retuschierte. Die Schlagzwiebel ist nur noch in einem Rest erhalten, da der untere Teil des Werkzeuges abgebrochen oder abgeschlagen ist. Es besteht aus einem gelb-grau gebänderten Feuerstein. In Form und Bearbeitungsweise stimmt es außerordentlich stark mit Aurignacienfunden überein. In Breitenbach z. B. kommen ganz ähnliche Stücke vor.

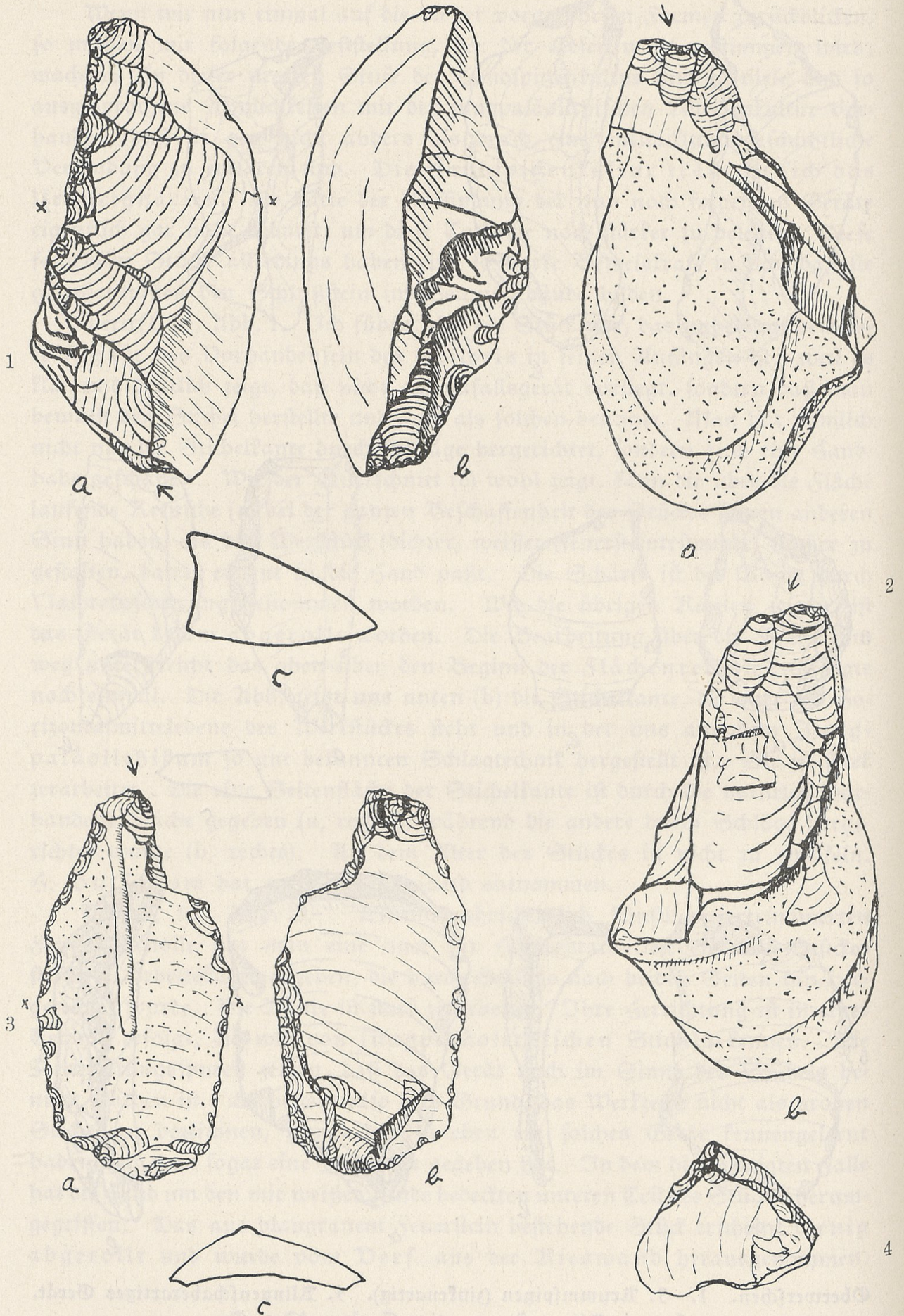
Wenn wir nun einmal auf die bisher vorgeführten Formen zurückblicken, so müssen wir folgende Feststellung, der der Leser wohl zustimmen wird, machen: In dieser uralten Stufe der Handspitzenkultur sind so viele und so ausgesprochene Ähnlichkeiten mit der jungpaläolithischen Klingenkultur vorhanden, daß sie gar nicht anders als durch eine entwicklungsgeschichtliche Verbindung zu erklären sind. Die Handspitzenkultur trägt in sich das Uraurignacien. Es hätte der Auffindung der nun noch folgenden Geräte eigentlich gar nicht bedurft, um diese Tatsache noch stärker zu belegen. Diese folgenden Stücke allerdings haben eine so starke Beweiskraft in sich, daß sie gewissermaßen den Schlussstein im Beweisgebäude bilden.

Textfl. 10, Abb. 1. Ich führe hier ein Stück vor, das unbedingt beweiskräftig für das Vorhandensein des Stichels in seinen Anfängen ist, weil es klar und deutlich zeigt, daß nicht ein Zufallsgerät vorliegt, sondern daß man bewusst den Stichel herstellte und auch als solchen benutzte. Man hat nämlich nicht nur die Stichelkante durch Schläge hergerichtet, sondern auch eine Handhabe geschaffen. Wie der Querschnitt (c) wohl zeigt, kann die über die Fläche laufende Retusche (a) bei der ganzen Beschaffenheit des Stückes keinen anderen Sinn haben, als das Werkstück (dichter, weißer Feuersteinrümmer) flacher zu gestalten, damit es gut in die Hand paßt. Die Schärfe ist der Kante durch Nachretuschierung genommen worden. Wie die übrigen Kanten zeigen, ist das Gerät kaum abgerollt worden. Die Bearbeitung über die Fläche hinweg unterstreicht das oben über den Beginn der Flächenretusche Gesagte noch einmal. Die Abb. zeigt uns unten (b) die Stichelkante, die quer zur Horizontalmittelebene des Werkstückes steht und in der uns aus dem Jungpaläolithikum so gut bekannten Schlagtechnik hergestellt ist. Sie ist stark zerarbeitet. Die eine Seitenfläche der Stichelkante ist durch die natürlich vorhandene Fläche gegeben (a, rechts), während die andere durch Schläge hergerichtet wurde (b, rechts). An dem Alter des Stückes ist nicht zu zweifeln. S. Butschkow hat es der Kieswand entnommen.

Textfl. 10, Abb. 2. Einer wahrscheinlich künstlich zertrümmerten Feuersteinknolle hat man eine quer zur Horizontalmittelebene des Stückes stehende Arbeitskante gegeben, die durch Schläge nach beiden Seiten hin hergerichtet wurde. Die Kante ist stark zerarbeitet. Ihre Herrichtung ist in einer Technik erfolgt, die wir von jungpaläolithischen Stichel kennen. Die Zerarbeitungsspuren zeigen, daß das Gerät auch im Sinne des Stichels benutzt worden ist. Es besteht also kein Grund, das Werkzeug nicht als groben Stichel zu bezeichnen, zumal wir ja eben ein solches Gerät kennengelernt haben, dem man sogar eine Handhabe gegeben hat. In dem hier gezeigten Falle hat die Hand um den mit weißer Rinde bedeckten unteren Teil des Stückes herumgegriffen. Das aus blaugrauem Feuerstein bestehende Stück erscheint wenig abgerollt und wurde vom Verf. aus der Kieswand herausgenommen.



Oberwieschen. 1.—3. Krummspitzen (zinkenartig). 4. Klingenschaberartiges Gerät. 5. u. 6. Klingenträgerartige Geräte. Nat. Gr.



Textfl. 10, Abb. 4. Das hier gezeigte Stück ist schräg von oben gesehen gezeichnet und erscheint daher um eine Kleinigkeit verkürzt. Es stellt eine Wiederholung des eben vorgeführten Typs dar. Der Unterschied liegt in der geringeren Größe und darin, daß die linke Seitenfläche der Arbeitskante durch kürzere Retuschen hergestellt ist. Die rechte Fläche ist durch mehrere lang herunterlaufende Siebe zugerichtet worden. Wie haben also auch hier einen kleinen, aus einem blaugrauen Feuersteinrümmer hergestellten Stichel vor uns, dessen Arbeitskante wiederum senkrecht zur Horizontalmittelebene des Stückes steht. Diese Wiederholung in der Form ist ein weiterer Beweis dafür, daß diese Vorläufer des jungpaläolithischen Stichels in Oberwerschen wirklich einen gewollten Typ darstellen. Das kaum abgerollte Stück wurde vom Verf. aus der Kieswand genommen.

Textfl. 10, Abb. 3. Neben dem in Textfl. 10, Abb. 1 vorgeführten Gerät gibt das hier vorliegende Stück den klarsten Beweis für das wirkliche Vorhandensein des Stichels in Oberwerschen. Aus einem flach gewölbten (c), klingenförmigen, natürlichen Plagstück (blaugrauer, durchscheinender Feuerstein), auf dessen Oberseite die gelbgraue Rinde noch haftet, ist — wie ich sagen möchte — mit Hartnäckigkeit ein Stichel gearbeitet worden. Neun zu diesem Zweck geführte Schläge kann man zählen. Man hat sich also große Mühe gegeben, die senkrecht zur Horizontalmittelebene stehende Arbeitskante zu schaffen. Wenn auch — was ja gerade diese Bemühungen zeigen — die Kunstfertigkeit der jungpaläolithischen Stichelschlagtechnik noch nicht erreicht wurde, so ist die Tatsache doch nicht zu leugnen, daß hier bereits ein Stichel geschaffen wurde, der an jungpaläolithische Formen stärkstens erinnert und letztere vorwegnimmt. Auch die aus dem Jungpaläolithikum wohl bekannte Methode, den Stichel durch von links aufsteigende Retusche (a) und nach rechts wirkenden Schlag zu formen, ist — wie unser Stück zeigt — in Oberwerschen bereits vorbereitet. Die Längsschneiden des Gerätes sind ebenfalls retuschiert worden. Eine besonders sorgfältige, ziemlich steil angreifende Retuschierung sitzt an der Unterseite der rechten Kante (b, links), die als Schutzretusche für den beim Gebrauch das Stück umgreifenden Mittelfinger der rechten Hand zu erklären ist. Das Werkzeug ist kaum abgerollt und wurde vom Verf. aus der Kieswand herausgezogen. Zweifel an seiner Zugehörigkeit zum Elster-Saaleinterglazial sind also nicht möglich. Sehr bezeichnend ist auch bei diesem Gerät wieder die Tatsache, daß man es aus einem klingenförmigen Stück, das einer geschlagenen Klinge täuschend ähnlich ist, hergestellt hat. Wiederum zeigt sich also das „Streben nach der Klingensform“.

Nun liegt also aus Oberwerschen neben den anderen, so stark auf das Aurignacien hinweisenden Formen auch der Stichel als Typ vor, der Stichel, der für die jungpaläolithische Klingenkultur so kennzeichnend ist, daß W.

Hülle<sup>1)</sup> den Vorschlag machte, sie hinfort „Stichelkultur“ zu nennen. Wir sind nun gezwungen zu der Feststellung: Diese sogenannte „Stichelkultur“ ist in der altpaläolithischen Handspitzenkultur als wesentlicher Bestandteil bereits eingebettet vorhanden, und zwar schon in deren ältester Stufe aus dem Elster-Saaleinterglazial.

Schon 1932 stellte Piesker<sup>2)</sup> mit gutem Grunde die Hypothese auf, daß die jungpaläolithische Klingenkultur aus einer Urklingenkultur im nördlichen Mittel- und Nordosteuropa entstanden sein könne. Anfang 1934 schrieb der Verf. dieser Zeilen<sup>3)</sup> folgendes: „Ob wir letztere Stufe (= Zeitzer Stufe) — wie es ebenfalls lange Zeit geschah — nach französischem Muster als „Aurignacien“ bezeichnen dürfen, ist sehr fraglich geworden, da vielleicht die europäische Klingenkultur, mit der höhere Gesittung und Kultur (Kunst) einziehen, überhaupt in Mitteleuropa, speziell vielleicht auf mitteldeutschem Boden ihren Ursprung hat. Wir dürfen doch die Entstehung der Klingenkultur, deren Träger der Aurignac- und Cromagnonmensch, die Ahnen der nordischen und fälischen Rasse, waren, nur dort suchen, wo ältere kulturelle Vorformen vorhanden sind. Das scheint in Mitteldeutschland der Fall zu sein. In einigen Fundplätzen aus dem älteren Teil der Altsteinzeit kommen schon recht gute Klingen vor. Für eine asiatische Entstehung der Klingenkultur sind bisher keine Beweise beizubringen. Der Leser wird erkennen, daß gerade auf mitteldeutschem Boden der Vorzeitforschung noch große Aufgaben gestellt sind, deren Lösung für die Geschichte der nordischen Rasse und des Indogermanentums von größter Bedeutung ist.“ Ich glaube, daß gerade die wichtigste dieser Aufgaben durch die überraschenden Funde von Oberwerschen weitgehend gelöst ist. Piesker und der Verf. sind aber nicht die einzigen, die sich für die bodenständige Entstehung des Aurignacien im mitteleuropäischen Raume eingesetzt haben. Auf Grund seiner, ein typologisches Gebäude einreißenden Ergebnisse bei der Höhlengrabung zu Kanis war W. Hülle berechtigt, ein gewichtiges Argument für die mitteldeutsche Herkunft der jungpaläolithischen Klingenkultur in die Waagschale zu werfen. Er tat das m. W. zuerst im Oktober 1934 in einem Vortrag anlässlich der Tagung des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte in Halle. Im Mai 1936 sprach Hülle über dieselben Fragen zur Tagung der mitteldeutschen Arbeitsgemeinschaft im Reichsbund<sup>4)</sup>.

<sup>1)</sup> W. Hülle, Zur Herkunft der nordischen Rasse, *Mannus* 28, 1936, S. 139 ff.

<sup>2)</sup> S. Piesker, *Vorneolithische Kulturen der südlichen Lüneburger Heide*, 1932, S. 68 ff.

<sup>3)</sup> F. K. Bicker, *Neue Gesichtspunkte in der Urierforschung*. *Völk. Beobachter* v. 7./8. Jan. 1934. Ähnlich in: *Feuersteine als Quellen der Vorzeitforschung*. *Heimatkalender für Halle u. d. Saalkr.* 1934, S. 44—46. Verl. Karras u. Koennecke, Halle.

<sup>4)</sup> Jetzt auszugsweise gedruckt in *Mitteldeutsche Volkheit*, 1937, 3. Heft, S. 34 bis 35. Damals wies Hülle darauf hin, daß der Schädel von Ehringsdorf Merkmale

In einer gemeinsamen Arbeit traten dann Andree<sup>1)</sup> und der Verf. erneut für die mitteldeutsche Herkunft der deutschen Klingenkultur ein. Als trefflicher Kämpfer für diesen Gedanken erwies sich im vorigen Jahre S. Lindner<sup>2)</sup>. Er stellt fest, daß seine Saaleeiszeitlichen Funde von Makau, die schon eine Klingenkultur darstellen, nur mit der mitteldeutschen Markkleeberger Stufe aus dem Beginn der Saalevereisung in eine kulturelle Verbindung gebracht werden können. Die spätestens in den Beginn der Weichselvereisung gehörigen Funde der Zinnagruppe sind ein fortlebendes Makau und tragen Züge, die auf das spätere Aurignacien hinweisen. Sie erscheinen älter als das „Uraurignacien“ Mährens. Wohl durch die über Makau zu Mitteldeutschland bestehende Verbindung wird Lindner dazu angeregt, die Entstehung des Aurignacien letzten Endes in Mitteldeutschland zu suchen, zumal der Osten bisher keine geeigneten Funde gebracht hat, die alt genug wären, um eine östliche Herkunft des Aurignacien zu erhärten. Auf ähnliche Weise findet nun auch O. K. Pielenz<sup>3)</sup> den Anschluß an Mitteldeutschland für seine bedeutungsvollen altpaläolithischen Funde bei Hamburg. Seine in die Zeit des letzten Vorstoßes der Saalevereisung gehörige I. Stufe von Eidelstedt schließt sich in den Formen an die Markkleeberger Stufe an. Die ebenfalls noch in das Ende der Saalevereisung gehörige II. Eidelstedter Stufe ist typologisch eine Fortsetzung der I. Stufe und bringt die Vorformen des Aurignacien. Wieder haben wir also den Hinweis auf Mitteldeutschland als die letzte Urheimat der Klingenkultur. Aber keiner von uns allen hat bisher geahnt, daß die wirklichen Urformen des Aurignacien in bereits ausgesprochenen Typen in Mitteldeutschland schon im Elster-Saaleinterglazial vorhanden sind. Lindner macht nach der Darlegung seiner Ansicht noch

zeigt, die ihn vom Neandertaler unterscheiden und mit dem europäischen Menschen des Jungpaläolithikums in Verbindung bringen. Hülle hat seine wohl begründeten Ansichten noch mehrfach geäußert. Siehe: Die Altsteinzeit Mitteldeutschlands. Nat.-Soz. Monatshefte, Heft 62, Mai 1935, S. 423 ff. Ferner Mannus 28 (schon genannt). Die Bedeutung der Funde aus der Isenhöhle unter Burg Ranis für die Altsteinzeit Mitteldeutschlands. Jahresschrift für die Vorgeschichte d. sächsisch-thüringischen Länder, Bd. XXIV, 1936, S. 27 ff.

<sup>1)</sup> Andree-Bicker, Bodenständige Kulturentwicklung in Mitteldeutschland von der Altsteinzeit bis zur Indogermanenzeit. Mannus 28, 1936, S. 407 ff. Nach bei der Tagung des Reichsbundes in Ulm 1936 gehaltenen Vorträgen.

<sup>2)</sup> S. Lindner, Die Eiszeiten und der eiszeitliche Mensch im südlichen Oberschlesien. Jahresber. 1937 der Geologischen Vereinigung Oberschlesiens.

<sup>3)</sup> O. K. Pielenz, Die Bedeutung der späteiszeitlichen Siedlungsfunde auf Sylt für die abendländische Kulturentwicklung. Sonderdruck der Sylter Nachrichten, Nr. 172—174 v. 27.—29. Juli 1937.

Eine wichtige Feststellung von P. liegt darin, daß er in der Eidelstedter Stufe I auch die Urformen der mesol. Grobkultur sieht. Das bestätigt die Ansichten von Andree und mir. Siehe S. 120—121.

folgende Einschränkung: „Es steht aber dahin, ob nach dem heutigen Stande der Forschung derartige Hypothesen schon als ausreichend gesichert gelten können.“ Lindner und mit ihm alle die genannten Forscher werden dem Verf. wahrscheinlich freudig ihre Zustimmung geben, wenn er auf Grund der Oberweschener Funde die Feststellung machen kann: Aus der richtigen Hypothese wurde eine vorläufig unanfechtbare Wahrheit. Alle diejenigen, die nun noch das Aurignacien aus dem Osten oder anderswoher herleiten wollen, haben die Aufgabe, aus dortigen Gebieten noch ältere Funde mit ebenso starkem Aurignaciencharakter vorzulegen. Bis dahin gilt als wissenschaftliche Erkenntnis: Mitteleuropa, insonderheit Mitteldeutschland, ist die letzte Urheimat der jungpaläolithischen Klingenkultur.

Die Bedeutung dieser aus den Oberweschener Funden gewonnenen Erkenntnis liegt nun aber nicht nur auf diesem kulturellen Gebiet. Kulturelle Entwicklungen machen sich nicht selbst, sondern ihr Schöpfer ist der Mensch. Wir wissen, das während der letzten Eiszeit — um mit O. Reche<sup>1)</sup> zu sprechen — die „alteuropäische Langkopfgruppe“ als Träger der Klingenkultur auftritt. Wir wissen heute auch, daß — ähnlich wie die Klingenkultur in der Sandspitzenkultur — u. a. die Vorformen der nordischen Rasse im weiteren Sinne (nordisch + fälisch) in dieser Langkopfgruppe eingebettet vorhanden sind. Sollte man wirklich annehmen, daß diese Langkopfgruppe ohne die Kultur, die nachher für die kennzeichnend ist, von irgendwoher eingewandert wäre und diese Klingenkultur dann erst übernommen hätte? Eine solche Theorie würde als „an den Haaren herbeigezogen“ erscheinen, zumal ja schon aus rein biologischen und physiologischen Gründen die Urheimat der nordischen Rasse in West-, Nordwest- und Mitteleuropa zu suchen ist (siehe O. Reche a. a. O.). Da nunmehr der letzte Ursprung der Klingenkultur in Mitteldeutschland infolge der Funde von Oberweschener bewiesen ist, haben wir einen schwerwiegenden Beleg dafür gewonnen, daß im mitteleuropäischen Raume tatsächlich die Urheimat der nordischen Rasse gelegen hat<sup>2)</sup>.

Mit der Frage nach der Herkunft der nordischen Rasse ist aufs engste die Indogermanenfrage verkoppelt. Denn nach den Arbeiten von Günther<sup>3)</sup>, Sieglin<sup>4)</sup> und Reche (a. a. O.) kann heute nicht mehr daran gezweifelt

<sup>1)</sup> O. Reche, Rasse und Heimat der Indogermanen, München 1936.

<sup>2)</sup> Es ist in diesem Zusammenhang kein Zufall, daß der Mensch von Steinheim und der von Ehringsdorf (?) nicht einfach zu den Neandertalern gestellt werden können, sondern daß sie auf den homo sapiens hinweisende Züge tragen.

<sup>3)</sup> Hans F. R. Günther, Die nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens. München 1934.

Derselbe, Herkunft und Rassengeschichte der Germanen. München 1935.

<sup>4)</sup> W. Sieglin, Die blonden Haare der indogermanischen Völker des Altertums. 1935.

werden, daß die herrschenden Schichten in den indogermanische Sprachen Sprechenden Einzelvölkern der nordischen Rasse angehörten. Wo die Urheimat der nordischen Rasse lag, da sind daher auch die Wurzeln des Indogermanentums nicht nur zu suchen, sondern sie liegen dort. Auf diesem Wege begründen die Funde von Oberwerschen erneut den Anspruch Mitteleuropas und insbesondere auch Mitteldeutschlands, letztenendes der eigentliche Mutterboden des Indogermanentums zu sein<sup>5)</sup>.

Zum Schluß möchte der Verf. die wichtigsten, auf rein kulturellem Gebiet liegenden Ergebnisse der Untersuchung folgendermaßen zusammenfassen:

1. Die Funde von Oberwerschen aus dem Elster-Saaleinterglazial stellen die zeitlich gesichertste, bisher älteste Stufe der mitteleuropäischen faustkeilfreien Sandspitzenkultur dar. Durch ihr Vorhandensein werfen sie neues Licht auf die Funde von Kl.-Wangen, die in geologischer Hinsicht bisher nur eine große Wahrscheinlichkeit für ein ebenso hohes Alter besaßen.
2. Die Funde von Oberwerschen mit ihren bereits vorhandenen ausgeprägten Typen können unmöglich den ersten Anfang einer Entwicklung darstellen. Wir sind berechtigt, noch ältere Stufen in Mitteleuropa, insbesondere in Mitteldeutschland zu erwarten.
3. In Oberwerschen sind die Keime für eine Entwicklung innerhalb der Sandspitzenkultur festzustellen, die später zu den Stufen von Ranis und Ehringsdorf führt.
4. Die Funde von Oberwerschen zeigen erneut, daß in der alten Sandspitzenkultur die Wurzeln der mittelsteinzeitlichen grobgerätigen Kultur ruhen.
5. In Oberwerschen zeigt sich deutlich ein Streben nach der Klingenform.
6. In Oberwerschen ist eine Reihe wichtiger Typen vorhanden, die Formen des Aurignacien vorwegnehmen.

Aus 5. und 6. folgt, daß in Mitteleuropa und besonders in Mitteldeutschland die letzte Urheimat des Aurignacien liegt. Diese Erkenntnis hat so lange unbedingte Gültigkeit, bis anderswo ältere Funde mit ebenso starken Hinweisen auf das Aurignacien gemacht werden.

Das Ergebnis dieser Untersuchung ist die Frucht der kameradschaftlichen Zusammenarbeit zweier Institute: des Geologischen Instituts der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und der Landesanstalt für Volkheitskunde zu Halle.

<sup>5)</sup> Damit sagt der Verf. natürlich nicht, daß man die Menschen von Oberwerschen schon als Indogermanen bezeichnen kann!

## II. Teil:

Die geologischen Verhältnisse der Fundstelle in der Kiesgrube  
in Oberwerschen.

Von W. Köpfe.

Dazu 2 Abbildungen und Tafel XLVI—XLVII.

Die im Vorstehenden von F. K. Bicker behandelten Funde erfordern bei der großen Wichtigkeit und dem Umfang der durch sie aufgeworfenen Probleme eine möglichst genaue geologische Altersbestimmung der Fundstelle. Diese ist durch die vorliegenden Aufschlüsse verhältnismäßig leicht und einwandfrei durchzuführen.

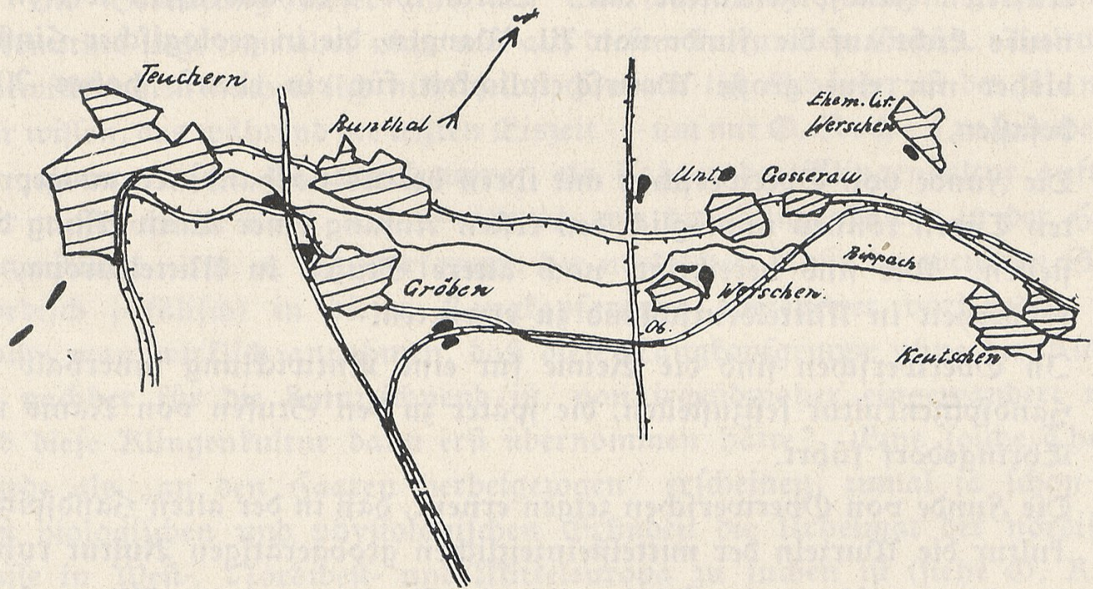


Abb. I. Kiese u. Sande vom Alter der Oberwerschener Terrasse im Rippachtal (schwarz). M. 1:50000

Die Kiesgrube mit den Fundstellen bei Oberwerschen ist dicht nördlich des Dorfes an der rechten Talflanke der Rippach eingeschnitten. Die Sohle der Grube liegt bei zirka 160 m über NN. In annähernd gleicher Höhe sind die hier aufgeschlossenen Kiese und Sande unmittelbar südwestlich davon in einer zweiten Sandgrube an der Talflanke angeschnitten. Hier liegt das Tertiär, das das Liegende der Kiese und Sande bildet, in etwas größerer Höhenlage. Es sind Sande, denen ein schwaches Kohlenflöz eingelagert ist. In gleicher Höhenlage finden sich Kiese von derselben Ausbildung an der jenseitigen Talflanke der Rippach dicht am N. P. 158,8, am Straßencruz Teuchern—Hohemölsen+Weißenfels—Zeitz (Abb. I). Sie sind hier in einer alten Lehmgrube aufgeschlossen, werden vom Geschiebelehm der Saalevereisung überlagert und machen den Eindruck, als wenn sie von der Grundmoräne gestaucht wären.

Weitere Aufschlüsse von Kiesen und Sanden der gleichen Höhenlage sind zur Zeit in der Nachbarschaft nicht vorhanden, aber südlich der ehemaligen Grube Werschen treten in der gleichen Höhe beim Pflügen des Ackers Kiese von gleichem Charakter auf. Die geologische Spezialkarte Bl. Hohenmölsen, bearbeitet von Dammer 1904, verzeichnet die gleichen Kiese und Sande in Aufschlüssen nördlich Zernbschen, im Wegeinschnitt westlich Wählig und 1 km nordostwärts Wählig. Südlich der Fundstelle waren früher 300 m ostwärts Gröben beiderseits der Bahn Aufschlüsse der gleichen Kiese und Sande vorhanden. Die geologische Spezialkarte bezeichnet die Schotter, Kiese und Sande als diluviale Ablagerungen von unbestimmtem Alter.

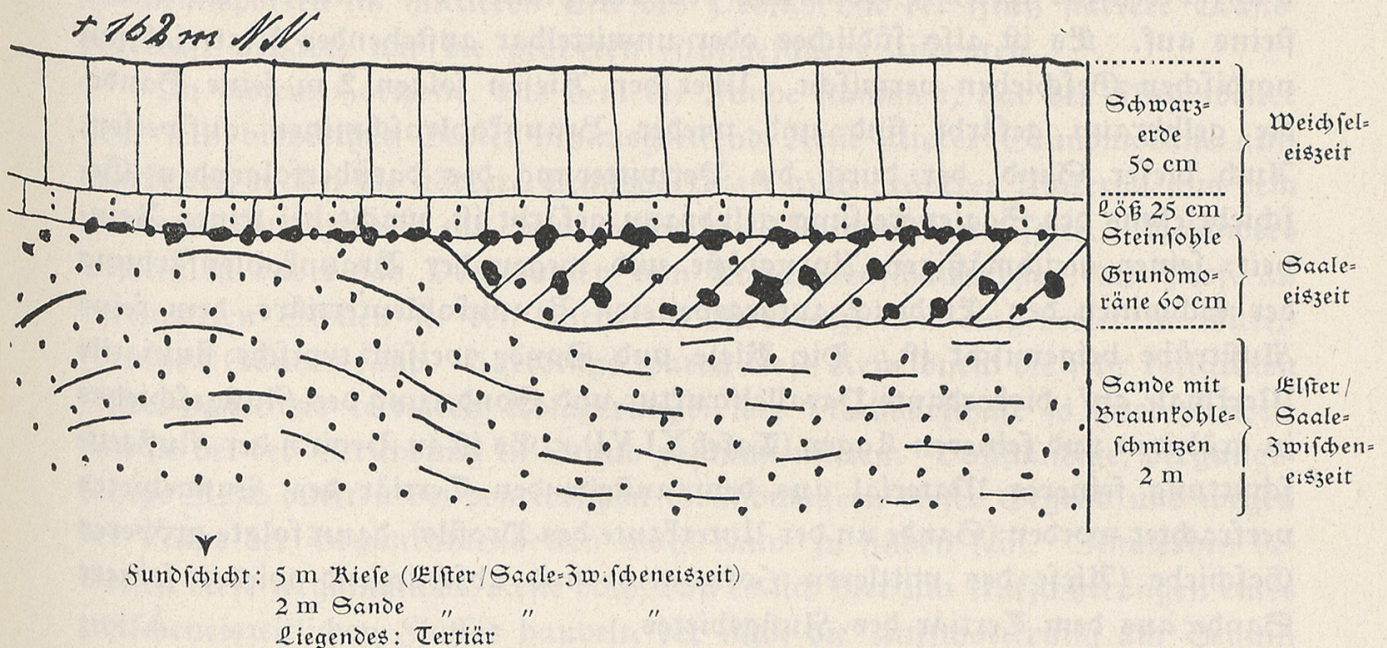


Abb. 2. Schematisches geologisches Profil der Kiesgrube bei Oberwerschen (Südostwand).

Die Verbreitung dieser Ablagerungen im Zuge des Rippachtales in fast gleicher Höhenlage zu beiden Seiten des Baches gibt schon einen Hinweis dafür, daß es sich um Reste einer hochgelegenen alten Terrasse handelt wird. Die sonstigen noch vorhandenen Reste dieser Terrasse sind an den Talflanken von den Gließerden des Geschiebelehms der Saalevereisung und des jüngeren Lösses überdeckt. Zahlreiche Ziegeleigruben an den Talflanken des heutigen Rippachtales sind in diese Deckschichten eingeschnitten.

Die übrigen geologischen Beobachtungen in der Kiesgrube der Fundstelle stehen mit der Annahme einer Terrassenauflagerung völlig in Einklang. An der Ostwand der Grube ist ein Profil von ca. 8 m Mächtigkeit aufgeschlossen, das hier noch ca. 1 m unter die übrige Grubensohle hinunterreicht (Abb. 2). Zu unterst liegen hier ca. 2 m mächtige Sande mit einzelnen von Braun-

fohle gefärbten Schmitzen. Der Sand macht den Eindruck, als sei er zum größten Teil aufgearbeiteter liegender Tertiärsand. Die Braunkohlenfärbung deutet ebenfalls darauf hin. Das Liegende Tertiär ist an der Fundstelle nicht aufgeschlossen. Über den Sanden folgen ca. 5 m mächtige Kiese mit einzelnen Geröllen von Faustgröße und ganz vereinzelt schmalen Linsen von feinerem Material, das von Braunkohle gefärbt ist. Das Geröllmaterial besteht vorwiegend aus Quarzen, mit vereinzelt Sandsteingeröllen aus dem mittleren Buntsandstein, Kieselschiefer, Braunkohlenquarziten, Feuerstein, Eisenkonkretionen (tertiärer Herkunft oder Unterer Buntsandstein) und einzelnen, meist stark verwitterten Geröllen nordischer Gneise und Eruptivgesteine. Ganz vereinzelt treten Gerölle aus den Kalkplatten des Unteren Buntsandsteins auf. Es ist also südliches oder unmittelbar anstehendes Material mit nordischen Geschieben vermischt. Über den Kiesen folgen 2 m feine Sande, die gelbbraun gefärbt sind und wieder Braunkohlenschmitzen aufweisen. Auch dieser Sand, der durch die Verwitterung des darüberfolgenden Geschiebelehm der Saalevereisung gelbbraun gefärbt ist, macht bei seiner Reinheit, seiner gleichmäßigen Korngröße und wegen der Braunkohlenfärbung der Schmitzen den Eindruck aufgearbeiteten Braunkohlentertiärs, dem feine Flußtrübe beigemischt ist. Die Kiese und Sande weisen typische fluviatile Merkmale auf: diskordante Parallelstruktur und Sonderung des Flußgeschiebes in gröberen und feineren Lagen (Tafel XLVI). Es ist zu Beginn der Flußaufschüttung feineres Material aus dem anstehenden Tertiär des Flußgebietes verfrachtet worden (Sande an der Unterkante des Profils), dann folgte gröberes Geschiebe (Kiese des mittleren Horizontes) und abschließend wieder feinere Sande aus dem Tertiär des Flußgebietes.

Über den oberen Sanden liegt an der Ostwand eine eben noch angeschnittene und im östlichen Zugang der Grube gut aufgeschlossene Grundmoräne in Form von Geschiebelehm mit ca. 60 cm Mächtigkeit. Im Profil der Südostwand (Abb. 2 u. Tafel XLVII) stößt der Grundmoränenrest gegen die liegenden Sande, die er zu einem an den Braunkohlenschmitzen erkennbaren Sattel zusammengeschoben hat. Über dieser Auffattelung fehlt die Grundmoräne, und es folgten auf die Sande mit einer Diskordanz eine schwache Steinsohle als Rest der Grundmoräne und nach oben das Profil abschließend ca. 75 cm mächtiger Löß der Weichsel-Eiszeit, dessen obere 50 cm in Schwarzerde umgewandelt sind. Der Löß schneidet den Grundmoränenrest neben der Auffattelung der Sande ebenfalls mit einer schwachen Steinsohle ab. Die Grundmoräne ist also über der Stauchung völlig und rechts daneben zum Teil durch den Lößwind aufgezehrt worden, die übrigbleibenden Geschiebe sind auf die Sandoberfläche bzw. auf den Grundmoränenrest projiziert worden.

Bezüglich der Altersbestimmung der einzelnen Schichtglieder des Profils ergibt sich aus den Beobachtungen folgendes:

Die Aufschüttungen, in denen die Funde gemacht wurden, sind ohne Zweifel fluviatilen Charakters. Sie stammen von einem aus südlicher Richtung etwa im Zuge der heutigen Rippach verlaufenden Flusse, der in der Gegend der Fundstellen seine Aufschüttungen in ca. 160 m Höhe (Oberkante) über NN abgelagert hat. Die Deutung der Aufschüttungen als Vorschüttungsande eines heranrückenden Eises scheidet wegen des Charakters der Sande (Tertiär), die aus dem Anstehenden des Flußgebietes stammen, von vornherein aus. Die überwiegende Menge des Flußgeschiebes ist einheimischer Art, das nordische Material tritt sehr stark zurück. Der Fluß hat sich zu Zeiten der Sandaufschüttung in die liegenden Tertiärschichten eingeschnitten, zu Zeiten des Kiestransportes im mittleren Teil des Profils hat der Fluß stärkere Transportkraft gehabt, wie die gröberen Flußgeschiebe andeuten.

In diesem Horizont, aus dem die Funde stammen, hat der Fluß weiter über sein bisheriges Gebiet hinausgreifend Reste älterer Grundmoräne aufgearbeitet, wobei die stärkere Transportkraft auch gröberes Material aus dem tertiären Untergrunde mit dem nordischen Material vermischte. Besonders wichtig ist dabei das Vorkommen von Conchylienschalenresten, die Verf. an vereinzelt Stellen in den mittleren Kieshorizonten eingebettet in mittelförnigen Sanden fand. Allerdings waren diese Reste durch die sehr kalkarmen Sickerwässer der tertiären Ablagerungen der Nachbarschaft so stark zerstört, daß sie bei der Berührung in Staub zusammenfielen. Vollständige, bergungsfähige Reste dürften bei den weichen Grundwässern dieser Gegend und wegen der Nähe der Braunkohlenbecken wohl kaum zu finden sein. Immerhin beweisen diese zergänglichen Reste doch, daß es sich hier um Aufschüttungen eines zwischeneiszeitlichen Flusses handelt, der nicht die Aufschotterung am Beginn einer Vereisung zeigt, sondern in ruhigem Flußtransport Material seines Flußgebietes aufschüttete und zu Zeiten stärkerer Wasserführung darüber weiter hinausgriff. Das Vorkommen von Conchylienresten und die Überlagerung durch Grundmoräne, die die Flußaufschüttung stauchte, zwingen dazu, die Terrassenreste in die Elster-Saale-Zwischeneiszeit zu setzen. Die Grundmoräne über den Flußablagerungen zeigt im wesentlichen Geschiebe, die sie aus den Kiesen des Flusses aufgenommen hat. Daneben kommen vereinzelt nordische Geschiebe vor. Das Alter der Grundmoräne ist in unserem Gebiet das der Saalevereisung. Damit können wir aus den klaren Befunden des Aufschlusses und seiner Umgebung mit Sicherheit das Alter der Kiese und Sande, die nach der bisherigen geologischen Kartierung noch nicht altersmäßig eingegliedert waren, eindeutig bestimmen.

So rückt m. E. die vorliegende Fundstelle unter den bisher als solche des Saale-Elster-Interglazials bezeichneten wegen ihrer einwandfreien geologischen Altersbestimmbarkeit an die erste Stelle.